

URUGUAY

221 Tage, 16 Dinge, eine neue Welt.



ARGENTINIEN



Artigas

Rivera
Trinitarias

BRASILIEN

Salto

Rivera

Paysandú

Tacuarembó

Cerro Largo

URUGUAY

Río Negro

Durazno

Soriano

Flores

Treinta y tres

Florida

Colonia

San José

Lavalleja

Rocha

Rosario colonia

Canelones

Maldonado

La Paloma

Montevideo

Punta del Este

ATLANTISCHER
OZEAN

Karol Schlaffke

Uruguay

221 Tage, 16 Dinge, eine neue Welt.

Für Mich und meine beiden Familien.

<i>Prolog</i>	7
<i>Ein T-Shirt von YFU</i>	9
<i>Dulce de leche</i>	13
<i>Ein gemachtes Bett</i>	17
<i>Eine Schuluniform</i>	23
<i>Die Flagge von Uruguay</i>	29
<i>Ein Familienfoto</i>	33
<i>Mate</i>	37
<i>Mein Nirvana T-Shirt</i>	41
<i>Mein Notizbuch</i>	45
<i>Ein Messer</i>	51
<i>Zwanzig Pesos</i>	55
<i>Cachaça</i>	59
<i>Cumbia</i>	61
<i>Eine Muschel</i>	65
<i>Ein Schlüsselanhänger</i>	71
<i>Der Brief von YFU</i>	75
<i>Epilog</i>	78

Prolog

Eine lange Reise liegt hinter mir. Irgendwie ist alles so unwirklich. Ich sitze orientierungslos in meinem Zimmer und versuche, an diese acht Monate in einem fremden Land zurückzudenken. Gedanken kommen und gehen. Ich bemühe mich sie festzuhalten, doch sie entgleiten mir. Alles ist wie ein Traum, als wäre ich nie in Uruguay gewesen. Ich reiße mich aus meinen Gedanken los. Ein riesiger Koffer steht in meinem Zimmer. Verschlossen. In diesem Koffer ist alles, was mir von Uruguay geblieben ist. Klar, für meine Gedanken, Erinnerungen und Erfahrungen brauche ich keinen Koffer. Doch Gedanken können verblassen oder sogar verschwinden.

Ich gebe die Zahlenkombination in das kleine Schloss an der Seite meines Gepäcks ein: 101. Es macht „klick“. Langsam ziehe ich den Reißverschluss auf. Dann hebe ich den Deckel und öffne meinen Koffer.

In einem Film wäre das jetzt der Moment, in dem es aus dem Inneren des Koffers begonnen hätte zu leuchten und ein Sog mich in eine Parallelwelt gezogen hätte. Leider ist das kein Film, und es gibt kein Licht und keinen magischen Strudel, nur dreckige Unterwäsche. Doch neben meinen Klamotten befinden sich auch noch ein paar Kleinigkeiten, welche unmittelbare Zeugen meines Austauschjahres sind. Ungefähr zwanzig, fast willkürlich wirkende Gegenstände, die meisten davon unscheinbare Utensilien des Alltags, wie sie jeder kennt.

Hier geht es mir darum, mich noch einmal aktiv mit meinem Austauschjahr zu beschäftigen und die Erinnerungen und Erfahrungen festzuhalten, bevor sie aus meinem Gedächtnis verschwinden. Durch meine rasante und abrupte Rückkehr nach Deutschland hatte ich nur wenige Stunden Zeit, um meine Sachen zu packen und „typische“ Dinge als Erinnerungsstücke mitzunehmen. Doch hinter jedem dieser Gegenstände verbirgt sich ein tieferer Sinn, eine Geschichte oder eine witzige Pointe. So entsteht aus einem Haufen, scheinbar wahllos zusammen gesuchter Mitbringsel, eine ganze Welt.



Ein T-Shirt von YFU

„In der Welt zu Hause“ - Das steht in großen weißen Lettern auf dem violetten T-Shirt. Außerdem „YFU-Komitee Deutschland“ und das in Schreibschrift geschriebene Logo der Organisation: „YFU- Youth For Understanding“.

Ich bin mir sicher, dass viele diesen Namen schon einmal gehört haben: Eine Austauschorganisation, welche auf Freiwilligenarbeit basiert. Kultureller Austausch in und außerhalb von Deutschland ist das Hauptziel von YFU.

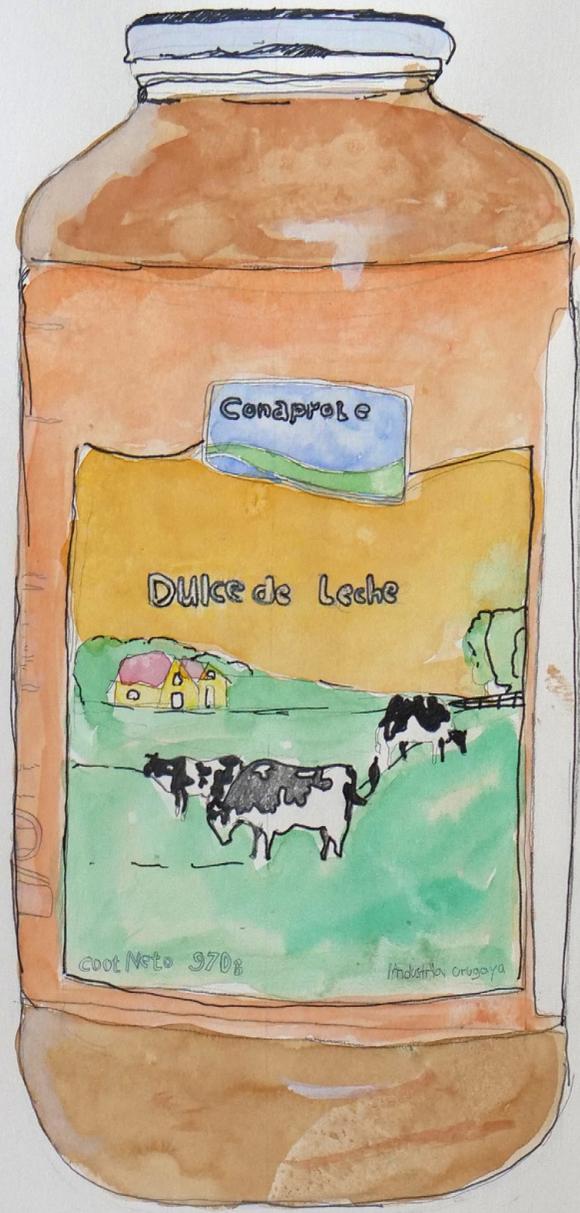
Das T-Shirt wurde mir schon im Sommer während meiner Vorbereitungstagung gegeben. Ich sollte es tragen, wenn es dann los ginge: Mein Austauschjahr. Eigentlich war das alles recht spontan. Meine Mutter brachte mir die Idee eines Austauschjahres nahe, ich meldete mich an, gab als Wunschland ganz allgemein Südamerika an, wurde nach Uruguay zugewiesen und schon stand es fest. Bis zum Moment des Abflugs war das trotzdem ein völlig unrealistisches Unterfangen und fernab jeder Realität. Selbst als ich im Auto zum Flughafen saß, hatte ich nicht realisiert, dass ich gerade nach Uruguay fahre. Zumindest hatte ich das YFU T-Shirt an.

„Wenn ihr am Flughafen seid, zieht bitte eure T-Shirts an. So können wir euch und ihr uns erkennen.“ Eigentlich war ich völlig unvorbereitet. Kein Wort Spanisch, null Infos über meine Gastfamilie und über das Land. Doch es gab kein Zurück, denn wir waren schon in Frankfurt am Flughafen.

„Von diesem Zeitpunkt an realisierte ich erst richtig, dass es jetzt endlich los ging. Wir holten meine Bordkarte, und ich verbrachte noch etwas Zeit mit meinen Eltern. Dann ging ich zum Security Check, und es war wie das Tor nach Mordor. Es gab kein Zurück. Ich durchlief die übliche Prozedur und traf die anderen deutschen Austauschschüler am Gate. Wir warteten, bis wir zum Boarding durften und stiegen in das Flugzeug nach São Paulo. Ich nutzte die Möglichkeit Filme zu schauen, sehr ausgiebig, da es mir schwer fiel, im Flugzeug zu schlafen. Nach einer gefühlten Ewigkeit kamen wir dann in Brasilien an. Wir suchten das nächste Gate und warteten dort.

Da es am Flughafen freies WLAN gab, waren erstmal alle an ihrem Handy und gaben ihren Eltern ein Lebenszeichen. Um sieben Uhr früh brasilianischer Zeit flogen wir dann nach Montevideo. Nach zwei Stunden war ich endlich in Uruguay! Völlig übermüdet fuhren wir dann zu einer Art Farm, wo wir vier Tage lang in einem Vorbereitungscamp waren. Ich war momentan seit 24 Stunden wach und konnte sofort umfallen und schlafen. Das Problem an der ganzen Sache: Der Tag hatte erst angefangen. Als erstes bezogen wir unser Zimmer, dieses war noch kälter, als es draußen war, also unter 10 Grad Celsius. Dazu kommt, dass es genau zwei Zimmer gab: Eins für alle Jungen, eins für alle Mädchen. Danach warteten wir eine Stunde begierig darauf, etwas essen zu können. Es gab paniertes Rindfleisch mit Pommes ohne Soße! War aber nicht so schlimm. Trotzdem ist es irgendwie kriminell, gutes uruguayisches Rindfleisch in heißem Öl zu misshandeln. Mein Zeitgefühl war noch nicht so in Uruguay angekommen. Mittags um eins war für mich schon sechs Uhr abends. Danach gab es die ersten Workshops und Kennenlernrunden. Die Essenszeiten sind in Uruguay etwas anders als in Deutschland. Das Abendbrot beginnt halb neun und endet halb elf. Damit man nicht verhungert, gibt es um fünf Uhr den obligatorischen Snack. Irgendwann wurde es dann doch Abend, ich fiel wie ein Stein in mein Bett und schlief sofort ein.“

Nun war ich also in Uruguay. Während des Fluges fragte ich mich immer wieder, was dieser Spruch auf meinem T-Shirt zu bedeuten hat: „In der Welt zu Hause“. Das klingt erst einmal sehr poetisch. An meinem ersten Tag in Uruguay war es mir unmöglich, diese Worte wirklich zu verstehen. Doch jetzt, zurück in Deutschland, weiß ich, was damit gesagt werden soll. Ich bin nicht nur da zu Hause, wo ich wohne und schlafe. Ich bin da zu Hause, wo es Leute gibt, die mir wichtig sind. Und das ist jetzt überall auf der ganzen Welt.



Dulce de leche

Ein Löffel voll von dieser sündigen Verführung. Die goldbraune Masse schimmert leicht glänzend in meiner Hand. Ein leichter Duft von Karamell liegt in der Luft. Langsam führe ich den Löffel an meine Lippen. Schicht für Schicht genieße ich die überaus süße Creme. Als ich fertig bin, spüre ich den wohligen Geschmack überall in meinem Mund: Dulce de Leche. Süßes aus Milch. Das Nutella Uruguays. Eine unfassbar süße Karamellcreme, welche man in Uruguay in fast jeder Süßspeise wiederfindet. Sei es in Kuchen, Eis, Pudding oder Keksen. Der Legende nach entstand diese Köstlichkeit in Argentinien. Während Friedensverhandlungen zweier untereinander verfeindeter Generäle kochte die Magd des Hauses Milch mit Zucker, welches als Getränk für die Gäste dienen sollte. Jedoch vergaß sie den Topf und so köchelte die Milch mit dem Zucker für einige Stunden vor sich hin. Als die vergessliche Hausangestellte wiederkam, fand sie eine bräunliche Masse in ihrem Topf vor. Da es dem Hausherrn so gut schmeckte, wurde die karamellisierte Milch am selben Abend serviert. Es entwickelte sich eine Spezialität, die in ganz Südamerika stark verbreitet ist. Jedoch streiten die verschiedenen Länder untereinander, wer nun der wirkliche Erfinder dieser Süßspeise sei. So versuchte Argentinien im Jahre

2003, Dulce de Leche als Weltkulturerbe anzumelden. Nach Protesten der uruguayischen Regierung wurde der Antrag jedoch nie akzeptiert. Eines meiner Lieblingsgerichte mit Dulce de Leche sind „Alfajores“. Alfajores sind kleine Küchlein, welche mit Dulce de Leche gefüllt sind. Sie bestehen aus zwei Mürbeteigdeckeln und sind meistens mit Schokolade umhüllt. Doch es gibt Hunderte verschiedene Variationen. Mit drei Schichten, mit Kokos, Erdnüssen, Zuckerguss usw. Jedoch sind alle mit der gleichen Füllung: Dulce de Leche. Meine Gastfamilie erzählte mir, dass sie Dulce de Leche immer im Winter über dem Ofen macht. Milch, Zucker und etwas Zimt, und dann drei Stunden über dem Holzofen köcheln lassen. Da das jedoch sehr aufwändig ist, kauft man die Creme meist im Supermarkt. Die beste Firma für Dulce de Leche hier in Uruguay ist „Conaprole.“ Eigentlich machen sie alles, was mit Milch zu tun hat, doch die Dulce la Leche ist das Beste was jemals dort produziert wurde. In ganz Uruguay gibt es acht große Fabriken an den verschiedensten Orten. Eine davon ist in der Nähe von Rosario. Die Region um Colonia de Sacramento ist berühmt für ihre Milchprodukte. Käse, Butter und vor allem Dulce de Leche. Immer, wenn ich an diese Süßspeise denke, sehe ich sofort einen kleinen Laden in Nueva Helvetia, mit zwei herzensguten Verkäuferinnen vor mir. Sie haben Käse und Dulce de Leche im Angebot. Dulce de Leche - das Süße der Milch. Wenn ich so zurückdenke an meine Zeit in Rosario, kommen allerdings instinktiv die schlechten Erinnerungen hoch: dass ich mich nicht verständigen konnte, dass ich die Familie wechselte, und die ständige Ungewissheit nachdem ich keine Gastfamilie mehr hatte. Doch eigentlich ist es schade, dass das die ersten Assoziationen sind, welche mir in den Sinn kommen. Ich versuche mich dann immer an die schönen Sachen zu erinnern. An das Süße der Milch. Denn eigentlich war es ein gelungener erster Monat. Ich hatte Freunde, ich kam gut in der Schule an und lernte so viel Neues kennen. Ich erinnere mich noch sehr gut an meinen ersten Tag mit meiner Gastfamilie. An diesem Abend schrieb ich in mein Tagebuch:

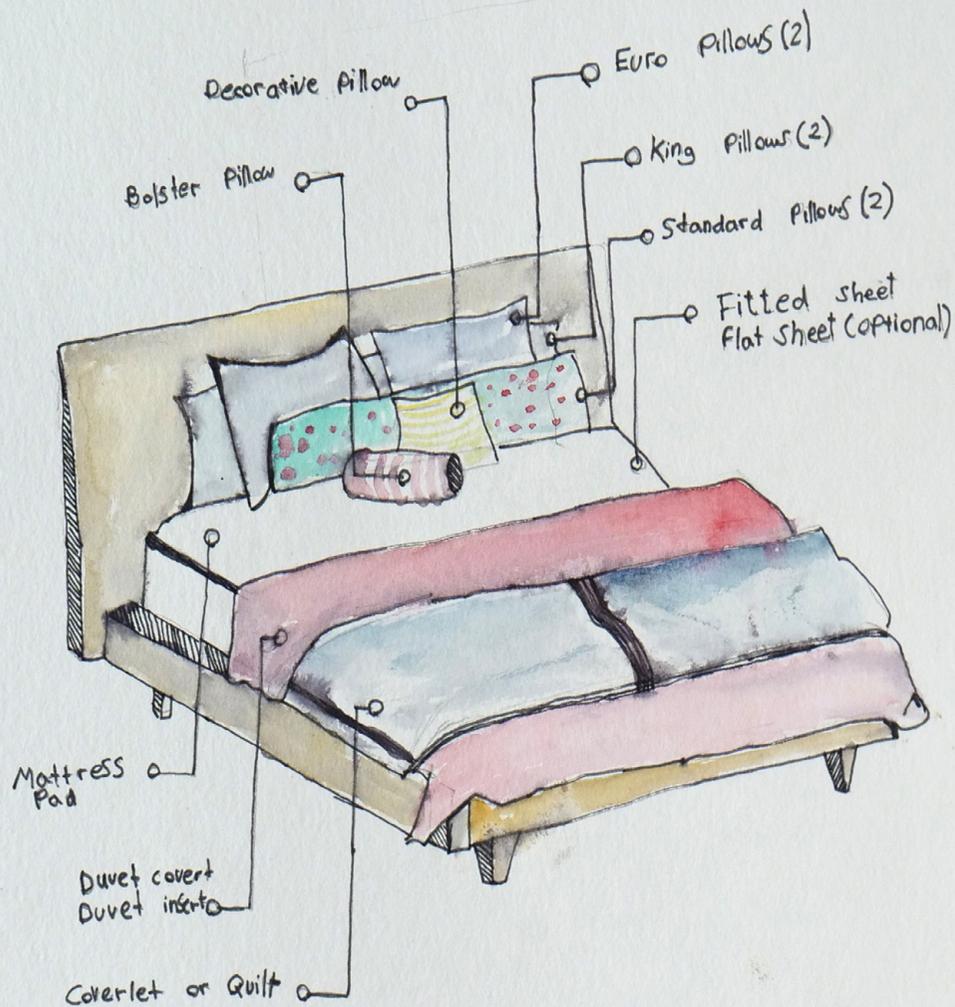
„Nach der Zeit im Vorbereitungscamp war heute der Tag gekommen, um endlich meine Gastfamilie kennenzulernen. Die Stunden des Wartens waren eine Qual, und mit jeder Stunde wurde ich aufgeregter. Endlich kam meine Familie und alle begrüßten mich sehr herzlich auf uruguayische Art: eine Umarmung mitsamt Kuss auf eine Wange. Alle waren super aufgereggt und freuten sich riesig, dass ich endlich da war, mir wurde richtig warm ums Herz bei fünf Grad Außentemperatur. Wir fuhren dann, Richtung „Rosario de Colonia“. Ich dachte, dass in meiner Gastfamilie niemand englisch sprechen kann und ich Angst hatte, dass die Autofahrt relativ unangenehm wird, da niemand weiß was er sagen soll. Zum Glück spricht mein Gastbruder Santiago (welcher aber nur am Wochenende da ist) relativ gut Englisch, sodass wir uns super unterhalten konnten. Nach zwei Stunden Autofahrt kamen wir dann an. Wir fuhren zunächst durch die ganze Stadt, damit ich alles einmal gesehen habe. Da Rosario nicht sonderlich groß ist, ging das relativ zügig. Die Stadt sah genau so aus wie ich sie mir vorgestellt hatte: Etwas abgeranzt, aber sie hatte auf ihre eigene Weise eine Ästhetik und Charme. Dann fuhren wir zu meinem neuen Zuhause. Dort angekommen, wurde ich erstmal von den zwei hier ebenfalls wohnenden Hunden stürmisch begrüßt. Dann bezog ich mein Zimmer. Um vier Uhr gab es Kaffee oder wie man Uruguay zu sagen pflegt: Merienda. Es ist üblich, Brot und „Dulce da Leche“ zu essen. Eine Creme, welche sündhaft süß ist und ungefähr wie Sahnekaramellbonbons als Aufstrich schmeckt. Wir unterhielten uns und nach einer Weile verteilte ich meine Gastgeschenke. Danach war es Zeit zu chillen und ich trank mit meinem Gastvater Alex erstmal die obligatorische Mate. Um 22:00 Uhr ging ich dann ins Bett, da ich doch sehr müde war.“

Und eigentlich habe ich meiner Meinung nach mit dieser Gastfamilie viele positive Erfahrungen gesammelt. Aber irgendwie haben wir nicht zusammengepasst. Und es war im Endeffekt gut, dass ich einen sagen wir mal, etwas holprigen Start hatte. Denn ich muss zugeben, dass ich in dieser Zeit nicht offen genug war, eine neue Kultur kennenzulernen. Das ist gefährlich, weil man dann sehr schnell bewertet und sich über andere Menschen und Bräuche stellt. Der abrupte Neuanfang (darüber werde ich später noch einmal berichten) hat mir enorm geholfen aus diesem Gedankenmuster auszubrechen, mich zu öffnen und das Neue wertungsfrei anzunehmen. Immer wenn ich also einen Löffel Dulce de Leche esse und an Rosario denke, mache ich mir das klar - dass alles kommt und geht und man überall das „Süße“ sehen kann.

Ein gemachtes Bett

Eigentlich ist es ganz einfach. Die Decke ausschütteln, das Laken herrichten, alles zusammenfalten und die Kissen ordentlich richten. Wenn man einmal den Dreh raus hat, dann ist es sehr leicht und Teil deiner täglichen Morgenroutine. Ich finde, man startet ganz anders in den Tag, wenn man als erstes sein Bett macht. Das bringt geistige Klarheit. Auch gibt ein geordnetes Bett eine ganz andere Raumatmosphäre. Alles wirkt auf einmal ganz strukturiert und bewohnbar.

Das ist meine jetzige Sichtweise. Vielleicht fragt sich der Leser, warum ich jetzt auf einmal über mein Bett schreibe. Doch ich glaube, wenn mich jemand fragen würde, welcher dieser Gegenstände mich am meisten mit meinem Austauschjahr verbindet, wäre das ein gemachtes Bett. Dabei assoziiere ich kaum positive Momente damit. So gesehen war das gemachte Bett ein Inbegriff von schlechten Erinnerungen in den letzten sieben Monaten. Das personifizierte Böse. Gut dieser Ausdruck ist vielleicht etwas übertrieben, doch man versteht, worauf ich hinaus will. Doch fangen wir ganz am Anfang an. Ich war also in Uruguay angekommen. Ich hatte meine Gastfamilie, ein eigenes Zimmer, mit einem eigenem Bett. Ein neues Zuhause also. Alle waren aufgeregt mich zu sehen und wollten mir ihr Leben zeigen. Die erste Woche war echt schön. Alles war neu und aufregend. Ich konnte zwar kein Wort Spanisch, aber das war erstmal egal, denn alle wichtigen Sachen konnte man durch Google Translate übersetzen. Doch die Idylle war nicht von langer Dauer. Mein Gastvater war zehn Jahre lang Soldat gewesen und bestand darauf, dass Ordnung und Disziplin auch zu Hause einen großen Stellenwert haben.



Seine Ordnungsvorstellung mir gegenüber bestand darin, dass ich mein Bett ordentlich zusammen legen sollte. Doch zu diesem Zeitpunkt war das für mich einfach unwichtig: „Ich kann doch machen was ich will“. Das ist ja mein Zimmer und mein Bett. Ich bedaure es, dass ich so gedacht habe, es wäre mir sehr viel erspart geblieben. Denn das war eben nicht mein Zimmer oder mein Bett. Eine fremde Familie öffnete damals ihr Haus für mich. Doch die vorhergegangenen Gedanken spiegeln meiner Meinung nach ganz gut meine Geisteshaltung in dieser Zeit wieder. Man kann Situationen immer auf vielerlei Weisen interpretieren. Damals interpretierte ich, dass mein Gastvater ein gestörter Psychopath war und mich zu unnötigem Aufräumen zwang. Jetzt würde ich sagen, dass er besorgt gewesen ist, weil ich erst wenige Tage in Uruguay war, kein Spanisch sprach und das Bettmachen durchaus einen Sinn hat. Im Nachhinein fällt mir auf, dass ich sehr oft im ersten Denkmuster gelebt habe. Alle anderen waren im Unrecht, ich aber überhaupt nicht. Es ist klar, dass es deshalb nicht so weitergehen konnte. Damals schrieb ich:

„Ich bin jetzt seit zwei Monaten in Uruguay und habe jetzt seit ungefähr drei Wochen nicht geschrieben, ich werde jetzt also in chronologischer Reihenfolge schreiben, was in der letzten Zeit passiert ist. Alles fing in den Ferien an. Irgendwie benahmen sich meine Gasteltern anders als sonst. Und ich fühlte mich manchmal so ein bisschen fehl am Platz. Da wir erst vor kurzem mit meinen Eltern in Deutschland geskyppt hatten, habe ich auch erfahren, dass meine Gastmutter ihre Arbeit verloren hat. Ich habe daraufhin mit meinem persönlichen Betreuer darüber geredet, ob ich vielleicht eine finanzielle Last sei, aber er beruhigte mich und meinte, ich solle mir darüber nicht so viele Gedanken machen. Und das Leben ging weiter. Bis zu einem verhängnisvollen Sonntag. Alles war wie gewohnt, ich saß auf dem Sofa, als mein „Vater“ zu mir kam und irgendwas von: „Das Finanzielle ist uns wichtiger“ redete.

Ich habe gar nichts verstanden, bis dann plötzlich YFU-Mitarbeiter kamen. Diese redeten dann erstmal eine Stunde mit meinen „Eltern“, und danach kam die Mitarbeiterin von YFU zu mir und sagte, dass ich meine Familie wechseln werde. Ich war zwar nicht komplett überrascht, aber ich war ganz schön sprachlos, als sie mir dann erklärt hat, warum. Es gab einfach zu viele kleine Missverständnisse, die in KEINER Silbe mit mir kommuniziert wurden und ich deshalb nicht wusste, dass ich etwas falsch mache. Ich glaube, dass meine Gasteltern einfach nicht fähig waren, mit mir umzugehen und ich halt nicht so war, wie sie sich das vorgestellt haben.“

Gut, heute würde ich behaupten, dass es nicht nur daran lag, dass „meine erste Gastfamilie nicht fähig war mit mir umzugehen.“ Ich war einfach zu egozentrisch und in gewisser Art empathielos, um mich in das Leben meiner neuen Familie einzufügen. Hätte ich damals einfach das Bett gemacht... Verständlicherweise fing ich an über alles, was geschehen war, nachzudenken. Warum hatte man mich rausgeschmissen? Die einfachste Erklärung: Meine „Ex-Gastfamilie“ war respektlos und unfähig, soziale Interaktion zu führen. Man hätte es dabei belassen können. Aber dann machte ich einen, meiner Meinung nach, sehr wichtigen Schritt. Vielleicht habe ich auch einen großen Teil zu meiner Misere beigetragen. Vielleicht habe ich mich einfach respektlos verhalten. Und vielleicht sollte ich aufhören, mich von meinen egoistischen Gedankenzügen mitreißen zu lassen. Selbstreflektion also. Mal ein bisschen über sich und seine Handlungen nachdenken hilft in so vielen Lagen des Lebens.

Es klingt vielleicht zu einfach, doch ich glaube, dass die Reflektion einen großen Teil dazu beigetragen hat, dass ich doch noch ein schönes Austauschjahr hatte. Und vor allem war das der Grund, warum ich jetzt jeden Morgen mein Bett mache.



Eine Schuluniform

Noch immer ist es ein bisschen komisch, diese Kleidung zu tragen. Ich schaue an mir herunter. Die marineblaue Jacke und die Hose gleicher Kolorierung. Ein Jogginganzug. Das Herz dieses Kleidungsstücks prangt auf der linken Brusthälfte: Ein runder Aufnäher mit einem grünen Rand. „Liceo A.U.I.C de Rosario“ steht dort in großen Lettern. Eingerahmt von diesem Schriftzug ist in der Mitte des etwas grob verarbeiteten Zeichens eine Brücke eingestickt, unter welcher ein Fluss - und darin ein aufgeschlagenes Buch zu sehen ist.

Eigentlich verbinde ich mit einer Uniform immer etwas Negatives. Soldaten, Hitler und Krieg. Aber warum eigentlich? Denn Uniformen gibt es schon seit der Antike in den ersten stehenden Heeren Roms. Im zweiten Jahrhundert vor Christus war es einfach günstiger und praktischer, eine einheitliche Ausrüstung für so viele Menschen herzustellen. Nach dem Fall Roms geriet der Brauch der militärischen Uniform in Europa für mehrere Jahrhunderte in Vergessenheit. Erst mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges entstanden wieder die ersten Truppenverbände, welche mit einer einigermaßen einheitlichen Kleidung ausgerüstet waren. Das behielt man bis zur industriellen Revolution bei. Von da an modernisierte sich alles rasant. Die

Lebensumstände der Menschen, die Produktion von Waren, die Waffen, die Kriegsführung und so auch die militärische Uniform. Es wurde nun auf tarnende Farben und Effektivität gesetzt. Dieser Gedanke ist bis heute geblieben. So waren Uniformen immer im Wandel. Eines jedoch hatten die Uniformen schon immer gemeinsam: Eine Uniform strahlt Macht aus. Ob Schaffner oder Soldat, man weiß sofort, dass uniformierte Menschen Autoritätspersonen aufgrund ihrer Uniformen sind.

Gut, ich würde lügen, wenn ich behauptete, dass mein Jogginganzug Macht und Autorität ausstrahlt. Aber das muss er ja auch nicht. Er ist ja eine Schuluniform. In Deutschland ist man immer etwas kritisch gegenüber Schuluniformen. Das liegt hauptsächlich an den Vorurteilen, welche auch mir als erstes durch den Kopf gingen. Die Uniform ist einfach zu vorbelastet durch den Missbrauch von Hitler, der HJ oder der SA. Schon mit zehn Jahren wurden Kinder in der HJ mit Uniformen und militärischem Drill an das Soldatendasein gewöhnt. Die Uniform wurde hier als instrumentalisierendes Mittel genutzt. So ist es kaum verwunderlich, dass es in Deutschland sogar ein Gesetz gibt, welches es Parteien oder Privatmenschen verbietet, Uniformen zu tragen. Das „Uniformsrecht“ liegt beim Staat. Deutschland ist daher eines der wenigen Länder, in dessen staatlichen Schulen keine Schuluniformen getragen werden. Man beruft sich lieber auf die Individualität. So festigte sich über die Jahrzehnte der Gedanke vom „eigenen Style“.

Dabei ist meiner Meinung nach der „individuelle Style“ in gewisser Weise auch eine Uniformierung. Durch verschieden Moden und Kleidungsstücke versucht man, sich einer Gesellschaftsgruppe zu zuordnen. Anhand dessen, was man trägt, kann man heutzutage echt sehr viele Dinge erkennen. Die politische Einstellung, deine finanzielle Lage, Hobbys usw. Es ist auf den ersten Blick eine unscheinbare Uniformierung, doch wenn man darüber nachdenkt, schwindet der Schein des Unscheinbaren. Das geschulte Auge sieht sofort: Das ist ein Hipster, das ist ein Nazi oder das ist ein Skater. Viele Subkulturen identifizieren sich unter anderem durch ihre Art sich zu

kleiden. Man benutzt gezielt Symbole, um seine Zugehörigkeit zu verdeutlichen. Verschiedene Klamotten, Marken, Frisuren oder Schuhe. Ich finde, dass man deshalb in unserer Gesellschaft jemanden oft nur anhand seines Aussehens bewertet. Doch genau das ist die Problematik an der Sache. Einerseits will man sich durch seinen „Style“ einer bestimmten Menschen- gruppe zuordnen. Dadurch wird man aber auch von andern Personen nur auf sein Aussehen reduziert. Das führt mitunter zu immensem Druck unter Gleichaltrigen. Es entsteht ein ständiger Wettbewerb: Wer sieht am besten aus und wer ist am individuellsten. Den Aspekt der „unauffälligen“ Uniformierung durch die Mode sollte man also nicht außer Acht lassen, wenn man über das Thema Uniform diskutiert. In dem Moment, als ich meine Schuluniform tragen sollte, war mir nicht bewusst, dass eine Schuluniform also ein gutes Mittel sein kann, einer viel komplizierteren und manchmal sehr toxischen Art der Uniformierung Einhalt zu gebieten. So war ich erst einmal verwirrt, als ich am Anfang meines Austauschjahres diesen Jogginganzug in die Hand gedrückt bekam. Ich wollte diese Uniform nicht anziehen. Ich wollte besonders sein und meiner Individualität freien Raum lassen. Nun ja, eigentlich ist das verständlich. Mein ganzes Leben lang bin ich mit dem Gedanken der Individualität konfrontiert worden. Es war mir wichtig, mich von anderen zu unterscheiden, und die eigene Kleidung war ein gutes Mittel dazu. Doch schnell merkte ich, dass mein Unmut sehr unsinnig war. Wenn alle als Kollektiv eine Schuluniform tragen und man als einziger versucht zu zeigen, dass man besonders ist aufgrund seines T-Shirts oder seiner Mütze, kommt man sich nach einer Weile echt ein bisschen fehl am Platz vor. Mich macht doch viel mehr aus als nur ein paar Kleidungsstücke. Und ich glaube, dass gerade das eines der wichtigsten Argumente für eine Schuluniform ist. Ich denke, wenn alle das Gleiche tragen, dann ist niemand ausgegrenzt. Man erkennt nicht an der Kleidung, ob jemand arm oder reich ist. Durch die Uniform wird das Gemeinschaftsgefühl gestärkt. Und da reicht es schon, wenn alle einen Jogginganzug tragen. Nach dieser Einsicht fühlte ich mich zwar immer noch ein bisschen

komisch, doch zumindest habe ich den Sinn und Zweck der ganzen Sache verstanden. In Deutschland wird immer wieder über Pro und Contra einer Schuluniform diskutiert. Ich finde, man sollte einfach die Vergangenheit neu überdenken und die positiven Eigenschaften einer Uniform in den Vordergrund stellen. Eine Schuluniform muss ja nicht militärisch sein, ein Jogginganzug reicht doch! Hauptsache, niemand kann mehr im „Supreme Luis Vuitton Hoddie“ rumlaufen und andere ausschließen, nur weil sie ärmer sind. Eine Schuluniform. Mein blauer Jogginganzug erinnert mich immer unvermeidlich an meine Schule in Uruguay: Meine Freunde, die völlige Überforderung oder an meinen ersten Schultag:

„Heute war mein erster Schultag in Uruguay. Ich war super aufgeregt: Vor lauter Aufregung und Vorfreude bin ich sogar eine Stunde zu früh aufgestanden (was normalerweise NIE!!! passiert). Als erstes habe ich meine Schuluniform angezogen. Eine Jogginghose und eine Trainingsjacke mit Schullogo. Endlich war es so weit und meine Gasteltern fuhren mich zur Schule. Schon beim Betreten des Gebäudes habe ich mich gefühlt, als wäre ich die Queen auf Staatsbesuch. Denn jeder, wirklich JEDER!!! hat mich begrüßt, sich vorgestellt oder wollte mir etwas zeigen. Ich war am Anfang etwas überfordert, da niemand Englisch sprach oder verstand. Ich ging dann in meinen Klassenraum und wurde stürmisch von meinen Mitschülern begrüßt. Die Mentalität und der Umgang mit Fremden ist einfach viel offener als in Deutschland. Ich glaube, ich habe einen Glücksel: In meiner Klasse gibt es zwei Schüler, die fließend Englisch sprechen. Als erstes stand mein Lieblingsfach Geschichte auf dem Stundenplan und das Thema war der Erste Weltkrieg. So konnte ich mich schon einmal direkt am Unterricht beteiligen. Natürlich musste ich mich erst einmal vorstellen und so ein bisschen von Deutschland erzählen. Alle waren super nett zu mir und freuten sich, dass ich da war. In der Pause ging es dann erst richtig los: Jeder wollte mir auf Instagram folgen, ich musste etliche Hände schütteln

und tausendmal erklären, dass ich aus Deutschland komme und noch KEIN Spanisch spreche. Zum Glück gab es da noch Sophia, die mich durch alles leitete, mir alles erklärte und mich mit ihren Freunden bekannt machte. Ein großer Unterschied zu Deutschland ist die Lautstärke im Unterricht. Jeder redet super laut und selbst wenn der Lehrer etwas erklärt, gibt es immer Schüler, die sich in voller Lautstärke unterhalten. Die Schule in Uruguay ist schon sehr früh zu Ende, trotzdem war ich völlig erschöpft und musste erstmal eine Siesta machen.“

Ich muss zugeben, dass ich in meiner Schulzeit in Rosario und dann später in Tranqueras nicht sonderlich viel Lernstoff mitbekommen habe. Hauptsächlich lag das an der Sprache. Ich weiß nicht, ob ihr das schon einmal erlebt habt, aber in einem Raum zu sitzen und nichts zu verstehen ist furchtbar. So ging es mir ungefähr drei Monate. Dann kamen die Sommerferien. Und trotzdem hat mir die Schule unglaublich geholfen. Ich lernte vielleicht keine quadratischen Funktionen, aber dafür Dinge, die meiner Meinung nach viel mehr wert sind: Die Sprache, Freunde und mich anzupassen an fremde und neuartige Situationen. Ich lernte ein neues Schulsystem kennen und machte so viele positive wie negative Erfahrungen. Und ich stellte fest, wie bequem ein Trainingsanzug doch sein kann.



Die Flagge von Uruguay

Ich blicke auf die große Wand in meinem Zimmer. Dort hängt sie: „La Bandera“, die Nationalflagge Uruguays. Oben links die Sonne, umgeben von vier blauen und fünf weißen Streifen. Jeden Tag erinnert mich die gutmütig wirkende Sonne an mein Austauschjahr. Ich frage mich, warum wir nicht auch so eine schöne Fahne haben können. In Europa muss es immer ein mächtiges Symbol sein, das die Stärke des Landes verkörpert: ein Adler, ein Löwe oder ein Drache. Das sagt eigentlich sehr viel über unsere Geschichte aus. Immer geht es um Konkurrenz zwischen den Nachbarländern, Kriege, Konflikte und Wettkampf. Abgesehen von den Unabhängigkeitskriegen und den darauffolgenden Bürgerkriegen war Uruguay hingegen nie in einen offenen kriegerischen Konflikt mit einem anderen Land verwickelt. Man brauchte also kein abschreckendes Zeichen auf der Fahne oder eines, welches die Überlegenheit der eigenen Nation zeigt. Jedoch war es ein sehr langer Weg, bis die Nationalflagge ihre heutige Form gefunden hatte.

So wie der Großteil aller südamerikanischen Länder wurde die Region des heutigen Uruguays im 16. Jahrhundert von den Spaniern „entdeckt“. Da es weder Silber- noch Goldvorkommen gab und die indigene Bevölkerung starken Widerstand leistete, wurde das Land für die spanischen Kolonisatoren sehr schnell uninteressant. Im 17. Jahrhundert bemerkte die spanische Krone jedoch den fruchtbaren Boden des Landes. So begann man mit der Ansiedlung von Rindern und anderen Tieren. Außerdem bildeten sich die ersten Siedlungen und Küstenforts, unter anderem Montevideo, die jetzige Hauptstadt.

Auch die Portugiesen und Engländer fassten schnell Fuß in den neuen Gebieten, da das Land strategisch bedeutsame Küsten besaß, womit man den Seeweg nach Buenos Aires kontrollieren konnte. So war die Region über ein Jahrhundert durch immer wiederkehrende Konflikte zwischen den verschiedenen Ländern geprägt. Im 18. Jahrhundert wurden diese durch Friedensverträge vorübergehend beendet. Zu dieser Zeit lebten um die 60 000 Menschen in Uruguay, der Großteil davon in Montevideo und den anderen Küstenstädten. Den Rest bildeten Gauchos und Einwanderer, welche im Interior ein einfaches Leben führten. Auch indigene Völker lebten in den weiten Weideflächen, jedoch wurden diese bis zum 19. Jahrhundert gnadenlos ausgerottet. Die europäischen Siedler in Uruguay lebten damals in gewisser Souveränität. 1811 wollten die Spanier ihre ehemalige Vorherrschaft in den Gebieten um den Rio de la Plata wieder herstellen. Daher nahmen sie Montevideo ein, um von dort aus Buenos Aires und Rio de Janeiro zu erobern. Inzwischen war unter den in Uruguay ansässigen Menschen jedoch ein gewisses Nationalgefühl entstanden. So entwickelte sich unter der Führung von José Artigas ein Aufstand gegen die spanische Herrschaft. Besonders die Bauern, Tagelöhner und Gauchos des Ostens Uruguays schlossen sich der Revolte an. Deshalb gaben sie sich den Namen: „Los Orientales“, die Östlichen. Sie wollten einen eigenen Staat und die Unabhängigkeit von Spanien. Auf diese Weise entstand die erste uruguayische Fahne. Sie war ähnlich wie die Fahne der Argentinier.

Um sich abzugrenzen, wurde das Blau etwas dunkler eingesetzt und statt einer Sonne in der Mitte bildete ein roter Querstreifen das Zentrum. Schnell hatten die Orientales ihre ersten Erfolge, und mit Hilfe argentinischer Soldaten belagerten sie Montevideo. Jedoch verfolgten die Argentinier ihre ganz eigenen Interessen. Und so kam es, dass Uruguay auf einmal unter der Herrschaft Argentinien und einige Jahre später unter der von Brasilien stand. Doch die junge Freiheitsbewegung gab nicht auf. Aus ehemaligen Truppen der Orientalen (der Legende nach waren es dreiunddreißig) und mit der Unterstützung eines neuen ehrgeizigen Generals, José Rivera, bildete sich eine neue Armee, welche gegen das besetzte Montevideo zog. Auf dem Weg in die Hauptstadt verfassten sie eine Unabhängigkeitserklärung und gründeten so das Land Uruguay. Dieser Tag wird heute als Nationalfeiertag Uruguays zelebriert. Auch die neue Unabhängigkeitsbewegung hatte eine eigene Fahne: Eine an die französische Trikolore angelehnte Flagge mit den Worten „Libertad o Muerte“ - Freiheit oder Tod. Jedoch verlief der Befreiungskrieg gegen Brasilien erfolglos. José Rivera und seine Gefolgsleute lieferten sich mit Brasiliens Truppen immer und immer wieder kleine Scharmützel. Deshalb konnte keiner den Sieg erringen. Bis Brasilien einen entscheidenden Fehler machte. Es verhängte eine Seeblockade, um Uruguay einzuschließen. Jedoch betraf dies auch die Seemacht Großbritannien, welche die beiden Länder daraufhin zwang, einen Friedensvertrag zu unterschreiben und die Unabhängigkeit von Uruguay anzuerkennen. Und wieder einmal änderte sich die Flagge Uruguays. Diesmal in die Form, in der sie heute noch zu sehen ist. Mit dem einzigen Unterschied, dass es heute nur noch neun statt der ehemals neunzehn Streifen gibt. So kann man also sehr gut die Anfänge und die Geschichte von Uruguay anhand von ein paar Flaggen erklären.



Ein Familienfoto

„Piriapolis“ steht auf dem großen auffallend bunten Rahmen.

Touristen können sich dahinter stellen und ein Foto vor einer idyllischen Strandlandschaft machen. Piriapolis ist landesübergreifend bekannt. Wunderbare Strände, europäische Standards und das Hotel Argentino, eines der bekanntesten Hotels in Uruguay. Es ist eine gepflegte Stadt mit glänzenden alten Villen, Palmen und einer prächtigen Strandpromenade. Doch es ist nicht so laut und geschäftig wie andere Städte. Der sehnsüchtige Traum eines jeden europäischen Touristen, der einmal die tropischen Genüsse Südamerikas erleben möchte. Doch auch unter Uruguayern ist die kleine Stadt sehr beliebt. Anders als z.B. Punta del Este lässt sich ein einwöchiger Strandurlaub hier bezahlen. Expräsident Mujica sagte einmal „Este no es un balneario donde se despilfarre la plata“- Das hier ist kein Badeort, in dem das Geld verprasst wird. Wir ließen uns auch fotografieren vor dieser wunderbaren Aussicht. Auch wenn ich finde, dass der Rahmen eine ästhetische Geschmacksverirrung ist, gefällt mir das Foto. Alle sind irgendwie glücklich. Wie eine richtige Familie. Und ja, zu diesem Zeitpunkt waren wir eine richtige Familie.

Als ich noch in Deutschland war, schien es mir als das Schlimmste, was in einem Austauschjahr passieren könnte, die Gastfamilie zu wechseln. Jetzt im Nachhinein würde ich behaupten, dass es in manchen Fällen sogar das Beste sein kann. Ich denke oft darüber nach, wie mein Austauschjahr gewesen wäre, wenn ich mich in meiner ersten Gastfamilie anders verhalten hätte und dort geblieben wäre. Es ist schwer, sich das vorzustellen, denn mein Austauschjahr wäre nicht mein Austauschjahr gewesen ohne die Familie Cuelho/Haiache. Meine Familie in Tranqueras. Es gibt so viel über meine Zeit dort zu erzählen, darum denke ich, es wäre gut, mit dem Anfang zu beginnen. Mit meinem ersten Tag in Tranqueras.

Ich saß im Bus nach Rivera. Völlig übermüdet und fertig nach fast zwei Wochen Ungewissheit. Im Bus von Nueva Helvetia nach Rivera zu fahren ist ein Unternehmen von acht bis neun Stunden. Das verringerte meine Erschöpfung nicht im geringsten. Doch es war dieser eine Gedanke, der die ganze Reise lohnenswert machte. „Ich fahre zu meiner neuen Gastfamilie!“ Als ich dann endlich ankam, es war schon Abend geworden, bestand ich nur noch aus einem Nervenbündel: Wie sieht meine Familie aus? Sind sie nett? Wo wohnen sie? Was machen sie beruflich? Ich konnte es nicht mehr aushalten. Da standen sie, um mich abzuholen, und ich war so froh. Ich wurde herzlichst begrüßt, und gleich darauf fuhren wir in die Stadt, um etwas zu essen. Schon während der Fahrt dorthin fing ich an, mich wie in einer Familie zu fühlen. Alle fragten mich etwas und mit der Hilfe von Maximiliano, meinem Gastbruder und Bruno, meinem Gastcousin, welche beide etwas Englisch sprachen, konnte auch eine akzeptable Konversation entstehen. Wir drei verstanden uns von Anfang an super. Drei Fünfzehnjährige, die Rap und Nirvana mögen und PubG Mobile zocken, da kann es eigentlich kaum anders sein, als dass man sich gut versteht. Wir aßen dann alle gemeinsam Pizza und am späten Abend fuhren wir nach Tranqueras zu dem Haus von Susana und Flavio. Sie zeigten mir mein Zimmer, ich duschte mich und ging sofort schlafen.

In den folgenden Tagen und Wochen passierte sehr viel Neues für mich. Ich fing endlich an, die Sprache zu lernen, freundete mich immer mehr mit Jella und Helene an, den anderen beiden Austauschschülerinnen, welche in Tranqueras wohnten und lebte mich in meine neue Familie ein.

Ich lernte die Familie kennen, jeden einzelnen. Mit Maxi verstand ich mich sofort, nach ein paar Wochen waren wir wie echte Geschwister.

Mit Florencia verstand ich mich auch prima, obwohl wir nicht so viel miteinander zu tun hatten. Mit Flavio konnte ich mich immer super unterhalten, wir redeten über Gott und die Welt, über Politik und Deutschland oder über uruguayische Rockbands. Susana, oder Pelusa, wie alle ihre Freunde meine Gastmutter nannten, war fast wie eine zweite Mutter. Sie sagte mir aber überdeutlich, wenn ihr etwas nicht passte.

Eine der bewegendsten Erfahrungen in Uruguay war die Offenheit, Geduld und Fürsorglichkeit meiner Gastfamilie. Einen Austauschschüler aufzunehmen ist manchmal nicht einfach und das gemeinsame Leben wird oft auf die Probe gestellt. Doch am Ende lohnt es sich so ungemein. Alle lernen so viel voneinander und gingen nach einem Jahr als richtige Familie auseinander. Darum schätze ich dieses gemeinsame Bild, es erinnert mich immer wieder an dieses so wunderbare Geschenk: Eine zweite Familie in einem 14.000 km entfernten Land, welche einen immensen Anteil an diesem für mich so wichtigen und unvergesslichen Jahr hatte.



Mate

Es hat schon etwas von einem Ritual. Ich sitze am Küchentisch und betrachte all diese Gegenstände. Ein Glas Wasser, die gerade erst angebrochene Packung Yerba, meine Thermosflasche mit der Uruguayflagge, die Bombilla und die Mate. Man braucht immer die perfekte Menge an Yerba, sonst klappt es nicht. Langsam fülle ich die getrockneten Blätter in das mit Leder umfasste Gefäß. Dann schüttele ich mit beiden Händen sanft das Gefäß, um den Tee in die richtige Form zu bringen. Jetzt das Wasser, nicht zu warm, aber auch nicht zu kalt. Wie oft habe ich diesen Schritt schon falsch gemacht. Langsam und bedächtig, um ja nichts zu verschütten, gieße ich das lauwarme Wasser in den Becher. Der Tee muss erst einmal angefeuchtet werden, damit er nicht verbrennt und so ungenießbar wird. Nach ungefähr einer Minute nehme ich die Bombilla, einen löffelförmigen Strohhalm mit einem feinem Sieb am Ende. Vorsichtig hebe ich sie unter die Masse aus Tee und Wasser. Jetzt kann es eigentlich losgehen. Ich öffne den Schnabel meiner „Thermo“ und gieße in kleinen Schlückchen das kochende Wasser über den Matetee. Der erste Schluck. Furchtbar. Einfach nur unfassbar bitter. Meine Gastmutter hat mir immer verboten, den ersten Schluck auszuspuken. „Das macht man einfach nicht. Mate ist zum Trinken da,

nicht zum Rotzen.“ „Pepe“ der Ex Präsident machte das immer. Als sie das sah, hat sie sich tierisch aufgeregt. Also trinke ich. Der zweite Schluck. Jetzt kann ich es genießen. In kleinen Schlucken trinke ich, bis nichts mehr da ist. Ich gieße mir von neuem ein. Irgendwie ist es seltsam, Mate zu trinken ohne sie mit anderen zu teilen. Deswegen mache ich mir kaum noch die Mühe der Matezubereitung. Langsam schlürfe ich den jetzt nur noch leicht bitteren Tee. Pelusa- meine Gastmutter. Noch ein Schluck. Der wunderschöne Sonnenuntergang auf der Pista. Schlürf. Ein ruhiger Nachmittag auf der Posada: ein paar Kekse, das Rauschen des Windes und Mate. Mit einem seufzenden Ahhh, wie in einer Cola Werbung, beende ich meinen Schluck. Langsam lehne ich mich zurück. Ein verträumtes Lächeln huscht über mein Gesicht. All diese Erinnerungen...

Mate das ist eine der wenigen Traditionen, welche von der indigenen Bevölkerung Uruguays überlebte. Schon früher tranken die Ureinwohner den Teeaufguss in der heutigen Zubereitungsform. Es galt als „aufmunterndes Getränk“. Die Gefäße bestanden damals aus ausgehöhlten Kürbissen, wie sie heute noch zu finden sind, jedoch trinken viele Uruguayer aus Keramikgefäßen, da der Kürbis nach einiger Zeit giftige Stoffe abgeben soll. Über das Ursprungsland streiten sich so wie bei vielen Dingen die beiden Länder Uruguay und Argentinien. Argentinien behauptet, dass Uruguay nur ein kleineres Argentinien sei und Uruguay unterstellt Argentinien, die uruguayischen Bräuche gestohlen und nachgemacht zu haben. Fakt ist jedoch, dass Mate in Uruguay einen viel größeren Stellenwert hat, als in Argentinien. Dort trinkt man es hauptsächlich zu Hause und auch nicht jeden Tag. Lustigerweise kommt der Großteil der Matepflanzen nicht aus Argentinien oder Uruguay, sondern aus Brasilien. In einigen brasilianischen Bundesländern wurden ganze Städte aus dem Boden gestampft mit Mühlen und Röstereien für die Yerba Produktion. Die große Nachfrage war der Grund für den großen wirtschaftlichen Aufschwung, den einige brasilianische Regionen durch den aufmunternden Tee erlangten. Jedoch wird die Hälfte der jährlichen Mateproduktion (300.000 Tonnen) noch von

wilden Sträuchern geerntet. In Uruguay ist Mate allgegenwärtig. Pro Kopf verbraucht ein Uruguayer im Durchschnitt acht Kilo Matetee pro Jahr. Bei der Arbeit, auf der Straße, im Bus, in der Schule oder unter Freunden. Es ist die gemeinsame Sucht eines ganzen Volkes. Der Großteil der Uruguayer trinkt mindestens einmal täglich Mate. Meine Gastmutter meinte, dass sie starke Kopfschmerzen bekommt, wenn sie einen Tag keine Mate trinkt. Also richtige Entzugserscheinungen. Aber anders als andere „Drogen“ ist Mate überhaupt nicht gesundheitsschädigend. Im Gegenteil. Es gilt als beruhigend für die Nerven und erfrischend für den Geist. Die Wirkstoffe des Matetees sind magensaftfördernd und helfen so der Verdauung. Auch gegen Hautkrankheiten soll der Tee helfen. In Deutschland ist Mate sogar als Arzneimittel zugelassen. Was zu Mate einfach dazu gehört, ist das Beisammensein:

„Mate ist eines der sozialsten Getränke, das ich kenne. Man trinkt so gut wie nie alleine und es gilt als sehr unhöflich, wenn man niemanden beim Matetrinken einlädt. Das Beste an Mate ist meiner Meinung nach, dass man nie große Pläne machen muss, um sich mit seinen Freunden zu treffen. Man lädt einfach jemanden zum Matetrinken ein, der lädt dann jemanden anderen ein, man bringt vielleicht etwas Kleines zum Essen mit, redet (meistens über Andere und was so in der Stadt passiert, ist so 'ne Mischung aus lästern und Gossip) und trinkt Mate. Mate ist einfach überall dabei. Wenn man zum Beispiel mal mit einem Mädchen ausgehen will, dann ist das nicht so, dass man sich allein trifft, sondern dass sich deine und ihre Freunde zum Matetrinken treffen. Dabei versucht man euch dann so ein bisschen zu verkuppeln.“

Lalo Mir, ein argentinischer Radiomoderator, sagte einmal folgendes: „Mate ist das exakte Gegenteil vom Fernsehen: Sie lässt dich reden, wenn du mit jemanden zusammen bist und dich nachdenken, wenn du alleine bist.“



Mein Nirvana T-Shirt

Wenn ich Curt Cobain wäre, würde ich mich wahrscheinlich echt dumm fühlen. Mein ganzes Leben lang wäre ich ein Idol der Jugend gewesen, die gegen das System war. Der coole antikapitalistisch freie Musiker, welcher das Lebensgefühl einer ganzen Generation widerspiegelt und trotzdem immer ein Teil dieses Systems war, dem er eigentlich zu entfliehen versuchte. Nirvana-Plakate, Sticker, die „Nevermind Unplugged Extension Version“ für nur 59, 99 €, die original Vinyl von „in utero“, Hoodies und T-Shirts usw. Ein Widerspruch in sich? In der Geschichte der modernen Kunst tritt ein Phänomen immer wieder aufs Neue auf: Provokation und das Überschreiten von Grenzen machen erfolgreich. Wer rebellisch und revolutionär gegenüber dem schon bestehenden Alten ist oder nur so wirkt, wird berühmt und von seinen Fans gefeiert. Das ist in sich sehr kontrovers. Indem man erfolgreich wird, weil man die alten Strukturen zerbricht und sich vom bestehenden System losspricht, wird man Teil des Systems, ein System des Erfolges durch Rebellion. An sich gibt es da kein Problem. Moderne Kunst definiert sich unter anderem so. Wie man sieht, bin ich also auch ein Teil des „kapitalistischen Vermarktungssystems“. Ich habe nämlich auch ein Nirvana T-Shirt. Gut, immerhin habe ich mir das T-Shirt nicht

selbst gekauft. Es war ein Geschenk meines Gastbruders Maximiliano. Es sagt sehr viel über unsere Beziehung aus, dass er mir gerade dieses T-Shirt gegeben hat. Schon an unserem ersten gemeinsamen Tag redeten wir über Nirvana. Ich sprach zwar zu diesem Zeitpunkt so gut wie kein Spanisch, aber Maxi kann ein bisschen Englisch und so konnten wir uns mit Händen und Füßen einigermaßen unterhalten. Von diesem Moment an haben wir uns eigentlich super verstanden. Ich dachte mir: Jemand, der Nirvana cool findet, das kann schon nicht schlimm werden. Auch erwähnte er stolz, als ich sagte, ich hätte ein Curt Cobain Poster zu Hause, dass er ein Nirvana-T-Shirt habe. Dieses T-Shirt war so etwas wie sein größter Schatz. Immer, wenn er rausging und cool sein wollte, zog er dieses T-Shirt an. Nun ja, mit der Zeit fingen wir an, uns immer besser kennenzulernen. Eigentlich kaum verwunderlich. Wir lebten im gemeinsamen Zimmer, hatten das gleiche Alter, den gleichen Sinn für Humor und die gleichen Probleme. Wir wurden immer mehr zu richtigen Brüdern.

„Heute hatte ich ein Gespräch mit meinem Bruder, welches mir echt das Herz erwärmt hat. Wir saßen beide in unserem Zimmer und machten so unseren Kram. Irgendwann blickte er auf und sagte zu mir ganz ernst: „Ich bin so froh, dass du hier bist. Du bist so ein guter Bruder und du hilfst mir immer in schwierigen Situationen z.B an Tagen, an denen ich depressiv in meinem Zimmer liege und wenn du nach Hause kommst, bringst du mich immer zum Lächeln und auf andere Gedanken.“ Ich war an diesem Abend so berührt und bin sehr glücklich eingeschlafen.“

Wie oft saßen wir zusammen in der Posada. Alle schliefen schon. Wir saßen draußen in der warmen Nacht unter dem atemberaubenden Sternenhimmel. Bis in die späten Abendstunden redeten wir über das Leben und seine Probleme. Ich glaube, dass er es nicht immer leicht hat. Seine Mutter und sein Vater trennten sich, als er klein war. Das beschäftigt ihn immer noch. Ich hatte das Gefühl, dass er nicht viele Menschen hat, mit

denen er über seine Probleme reden kann, und seine Mutter gehört nicht immer dazu. Ich fragte mich oft, warum gerade ich derjenige war, dem er das alles erzählt hat. In den sieben Monaten, in denen wir zusammen lebten, haben wir so viel zusammen unternommen. Meistens nahm er mich mit, wenn er rausging um zu skaten oder sich mit seinen Freunden zu treffen. Ich bin sehr dankbar dafür, weil ich so den Anschluss in Tranqueras gefunden habe. Maxi zeigte mir sein Leben und war eine Person, der ich immer vertrauen konnte. Und ich? Ich war für ihn da, wenn es ihm nicht gut ging und er jemanden zum Reden brauchte. Ich konnte ihm zuhören und ihm das Gefühl geben, gebraucht zu werden. Und genau das war es. Jeder Mensch braucht eine Person, um zu reden und um zu vertrauen. Maxi würde jetzt sagen: „Bueno terminamos con estas pendejadas! Sos hombre o mujer?“ „Gut, jetzt hören wir auf mit dem Schwachsinn. Bist du 'nen Mann oder 'ne Frau?“ Doch genau so werde ich ihn in Erinnerung behalten. Das ist einfach seine Art. Gewitzt, lustig und doch sensibel.



Mein Notizbuch

„Wenn man Langeweile hat, wird man kreativ und lernt die kleinen Dinge zu schätzen.“

Das schrieb ich eines lauen Nachmittags in das kleine etwas zerknitterte schwarze Notizbuch, welches ich mir in der Zeit der Sommerferien gekauft hatte. Das Gummiband ist schon gerissen, doch das Büchlein tut seinen Dienst. Voll mit Skizzen und kleinen Geschichten. In den vier Monaten Sommerferien war es ein treuer Begleiter. Ich schrieb meine Gedanken und Sorgen auf und vertrieb mir so die Zeit. Vier Monate Sommerferien. Das klingt für einige wie das vollkommene Paradies. Doch vier Monate Sommerferien können auch die komplette Hölle sein. Schon in unserem Vorbereitungscamp wurden wir vor den Sommerferien gewarnt. „Die Januardepression“ sei die schwierigste Phase für Austauschschüler in Uruguay, meinten die Freiwilligen von YFU. Damals dachte ich noch: Vier Monate Ferien sind vier Monate Ferien, also ich sehe da nichts Schlimmes. Und dann kam der Dezember. Weihnachten. Da fing es an.

Weihnachten war für mich besonders schwer: Ich hatte zum ersten Mal Heimweh, ich vermisste all die Traditionen und meine Familie. So verdrängte ich ein bisschen, dass ich in Uruguay eigentlich auch ein schönes Weihnachten hatte. Vielleicht ohne Stollen, Weihnachtsgans oder Spekulatius, aber mit meiner neuen Familie, die mich schon ins Herz geschlossen hatte.

„Wenn man sich im Internet etwas über Schüleraustausch informiert, liest man eigentlich nur positive Sachen. Wie perfekt das Austauschjahr war, wie viele neue Freunde man hat, und das 24/7 alles super war. Man sieht Bilder wie aus einem Bilderbuch. Lachende Menschen, leckeres Essen, atemberaubende Natur und fremde Kulturen. Es ist etwas ernüchternd, wenn man dann mitbekommt, dass in dem neuen Land gar nichts so ist, wie man sich das vorgestellt hat. Man muss dafür arbeiten. Die Sprache lernen, sich an die neue Familie, das neue Land und die neue Lebensweise anpassen, Freunde finden und glücklich sein. Nach einigen Monaten kommt man dann zur Ruhe. Man kommt an. Doch es gibt Tage, an denen das aufhört. Man vergisst jeden tollen Moment, jede lehrreiche Erfahrung und jede wunderbare Person. Man denkt nur an seine Heimat. Oft sind es gar keine Dinge: man vermisst Personen, Gefühle, Gewohnheiten. Man fühlt sich wie zwischen zwei Welten erdrückt. Einerseits will man das neue Leben genießen, ohne Gedanken an die Ferne zu verschwenden. Andererseits will man das Alte zurück und vor allem nicht verlieren. Heimweh ist ein Schmerz, der weh tut, aber auch wieder vergeht.“

Während dieser Zeit war die Hauptsaison des kleinen Landhotels meiner Eltern: „La Posada Lunarejo“. Da meine Gasteltern dort deshalb jeden Tag arbeiten mussten, war ich mit meinen Gastgeschwistern auch immer auf dem Landgut. Jeden Tag kamen neue Menschen aus der ganzen Welt in das Hotel, welches sich in einem wunderschönen Naturpark befand. Auch deutsche Touristen kamen ab und zu. Ich fungierte dann meistens als Übersetzer und schämte mich insgeheim für die Aussprache und die Art meiner

Landsleute. Die meisten kamen, um hier ein paar Tage zu entspannen, zu wandern und die Natur zu genießen. Die Natur war wirklich atemberaubend. In mein Heft schrieb ich damals:

„Wenn ich in die Ferne schaue, sehe ich grüne, lebende Berge. Umgeben von kleinen Rindern, welche gelassen grasen. Ich kenne nur wenige Orte, die so viel Frieden und Ruhe ausstrahlen, wie das Valle Lunarejo. Ich genieße es, hier zu leben und die Tage vergehen zu lassen. Oft sitze ich einfach nur unter einem alten Lindenbaum, lasse die atemberaubende Natur auf mich wirken, lausche dem Gesang der Vögel und denke nach.“

Ich finde, dieser Text beschreibt ganz gut meine Grundstimmung in jener Zeit: Etwas melancholisch, gedankenverloren und gelangweilt. Damals war es unglaublich schwer, sich für irgendetwas zu motivieren. Ein normaler Tag sah ungefähr so aus: Um zwölf Uhr aufstehen, auf das Mittagessen warten und danach sich die Zeit vertreiben bis es Abend wird. Dann wird zusammen gegessen, man trinkt Mate, macht etwas gemeinsam. Dann geht man schlafen. So versinkt man in einem tödlichem Rhythmus der Trägheit, aus dem man nicht mehr heraus kommt. Die lähmende Hitze verbesserte diese Haltung nicht im geringsten. Alles ist irgendwie egal: „Ich schaffe das sowieso nicht“. Eine allumfassende Antriebslosigkeit. Man wird deprimiert, weil man denkt, dass man doch mehr aus seinem Austauschjahr machen sollte. Andererseits war es auch echt gut, denn so hatte ich Zeit für mich selbst. Meist verbrachte ich sie mit Philosophieren, Schreiben oder Zeichnen. Ich dachte viel über mich nach, meditierte und fand so ein bisschen mehr zu mir. Auch erfreute ich mich an den kleinen Dingen. So genoss ich es deutlich mehr als vorher, wenn ich ein gutes Gespräch hatte oder wir einen Ausflug machten. In einem Austauschjahr ist nicht immer alles perfekt. Muss es auch nicht. Jedoch sollte man langweilige, traurige oder schwierige Situationen hinnehmen und das Beste

daraus machen. Wenn man nämlich auch noch anfängt, sich zu beschweren und nur noch negativ zu denken, wird alles einfach viel schlimmer. Man wird deprimiert und will wieder nach Hause. Ich kenne einige Austauschschüler, denen das genau so passiert ist. Immer beschwerten sie sich, dass sie noch kein Spanisch sprechen oder keine Freunde haben, statt selber etwas zu machen. Stattdessen sollte man sich einfach mal öffnen und die Dinge positiv sehen.



Ein Messer

Ich ziehe das Messer aus der ledernen Scheide. Ein Mix aus Grobheit und feinen Details. Ein fein gearbeitetes Muster, welches das Futteral umgibt. Ein grobes Leder, an dem man sogar noch die kleinen Härchen der ehemaligen Kuh erkennt. Das Messer an sich ist ein eigenes Kunstwerk. Ich glaube kaum, dass dieses Werkzeug dafür gedacht ist, oft benutzt zu werden, dafür ist es zu aufwändig dekoriert. Es ist eher für festliche Anlässe gedacht. Der Griff ist von einer Verzierung aus verschiedenfarbigem Stroh umgeben und wird an beiden Enden von Knäufen aus Silber eingerahmt. Die Klinge ist gut zehn Zentimeter lang und sieht sehr elegant aus. Nicht zu groß und nicht zu klein. So ein Messer zu besitzen ist schon etwas Besonderes. Traditionell schenkt der Vater seinem Sohn an dessen sechzehnten oder siebzehnten Geburtstag ein eigenes Messer, welches dieser dann sein ganzes Leben lang benutzen sollte. Benutzen für was? Fleisch! Natürlich. Was sonst. Hätte man sich eigentlich denken können. Und wirklich, dieses Messer, welches übrigens üppige fünfundsiebzig Euro kostete, dient einzig und allein dem perfekten Schneiden von gebratenem Fleisch. Es hat extra eine glatte Schneide, da man mit einem geriffelten Blatt das feine Gewebe des guten Fleisches zerstören würde und so das Fleisch seinen Saft verlieren würde.

Das uruguayische Rindfleisch ist das Beste, was ich je essen durfte. Ein Filetsteak: Saftig, zart rosa und voller Geschmack. Der erste Biss ein Traum. Noch besser ist das Asado. Asado ist eine Religion für sich. Asado, das bedeutet auf Spanisch: „gegrillt(es) (Fleisch)“. Und das ist eigentlich schon das Geheimnis. Fleisch (meistens die Rippen vom Rind, Steak, Innereien, Blutwurst, Wurst usw.) über mehrere Stunden gegrillt nur mit der frischen Glut des Eukalyptus oder anderer Harthölzer. Jeder Mann hat sein eigenes Spezialrezept für das Asado. Und jeder ist natürlich der beste „Asador“ (Grillmeister), den es gibt. Meine Familie machte immer ein riesiges Event aus dem Asado. Die Familie, Freunde oder Bekannte kamen meist an einem Sonntag oder einem Feiertag. Dann saß man zusammen, unterhielt sich, trank einen guten Wein oder ein Bierchen und genoss die Gemeinsamkeit bis in die tiefe Nacht. Zwischendurch brachte der Asador, welcher meistens mein Gastvater war, das fertige, schon geschnittene Fleisch, und man aß gemeinsam. Dann folgt immer der obligatorische Applaus für den Grillmeister. Mein Gastvater hatte natürlich auch sein eigenes Messer. Eines mit einem Straußenfuß als Griff. Es gibt sie in allen Variationen. Mit Griffen aus Kuhhorn, Knochen, Stroh, Metall oder eben einem Straußenfuß. Auch die Klängen gibt es in allen Größen und Formen. Ob fünf oder dreißig Zentimeter, ob Eisen oder Straußenfuß, jeder Uruguayer hat eigentlich so ein Messer. Aber meistens liegt es in irgendeiner Schublade des Küchenschrankes und wird dann nur zum Grillen herausgeholt. Offen am Gürtel tragen es eigentlich nur die Gauchos im „Interior.“

Die Gauchos. Diesen Begriff hat man irgendwann schon mal gehört. „Das sind doch diese argentinischen Cowboys, oder“? Gauchos nennt man hier in Uruguay die Viehhirten. Sie haben eine lange Tradition und genießen vor allem hier auf dem Land ein gewisses Ansehen. Der Gaucho gilt als der ideale Mann. Man sagt, dass er loyal und gewissenhaft sei und nie sein Wort brechen würde. Ohne Zweifel wurde das Bild vom Gaucho über die Jahre hinweg durch Literatur und Musik romantisiert. Ein Mann, der ruhig und gelassen seine Arbeit verrichtet und sich nur das nimmt, was er braucht.

Frei von Gier und Neid. Das ist so ein bisschen wie mit den Cowboys in den USA. Das waren ja im Prinzip nichts anderes als Kuhstreiber. Trotzdem sind sie heute Symbol einer ganzen Epoche und werden als ehrbare Ritter gegen das Böse dargestellt. Irgendwie unrealistisch, aber es ist schön zu glauben, dass es noch Menschen gibt, die nach ihren Idealen leben. Auch die Musik der Gauchos ist immer etwas sehnsüchtig und die Kernaussage ist eigentlich immer die gleiche: Früher war alles besser! Und tatsächlich war es für die Gauchos früher besser. Gauchos entstanden in der gleichen Zeit, als die Spanier in Uruguay ankamen. Erst waren sie nur Nomaden, die sich in die weiten Steppen Uruguays und auch Argentiniens zurückzogen, um ein neues Leben anzufangen. Als sich dann langsam die ersten Farmen und Landgüter entwickelten, fingen die Gauchos an, das wilde Vieh, welches es in großer Zahl gab, für die Gutsherren zu fangen, zu schlachten und zu verarbeiten. Über Jahre hinweg verdienten sie sich so ihren Unterhalt. Jedoch war es wie mit den Bisons in Nordamerika. Nach einiger Zeit gab es eben fast keine wilden Rinder mehr und somit auch keine Arbeit für die Gauchos. Auch die Rinderzucht professionalisierte sich in Uruguay. Die Bauern hatten auf einmal ihre eigenen Herden, welche aus Europa importiert worden waren. Und so gaben viele Gauchos das freie Nomadenleben auf und kümmerten sich nun um die Rinder der Farmer. Bis heute hat sich daran nicht viel geändert. Trotzdem ist der Ruf vom freien und ehrenvollen Viehtreiber geblieben. Jedes Jahr veranstalten viele Städte und Gemeinden Gaucho-Paraden, Rodeos und Festivals, da viele auf diese Kultur stolz sind und auch zeigen wollen, dass diese weiterlebt. Besonders typisch ist die Kleidung der Gauchos. Angefangen mit hohen Lederstiefeln und der Hose (Bombacha). Ein Hemd, ein Halstuch und der Hut oder eine Art Baskenmütze (Sombrero, Boina). Dazu kommt ein mit Metallarbeiten verzierter Gürtel, an dem das Messer befestigt ist. Das Messer, welches in gewisser Weise für eine der wichtigsten Traditionen Uruguays steht.



20 Pesos

Zwanzig Pesos. Das sind ungefähr fünfzig Cent. Kaufen kann ich mir davon fast gar nichts. Ein paar Bonbons vielleicht oder eine kleine Flasche Wasser. Oft benutzen die Menschen hier den Zwanzig-Peso-Schein, um Einkaufszettel oder Notizen zu schreiben. So wertlos ist er. Auf dem Schein selbst ist das Konterfei eines Dichters aus Uruguay zu bewundern: Juan Zorrilla de San Martín. Wenn ich irgendwann eine berühmte Person wäre und mein Gesicht auf einen Geldschein gedruckt werden sollte, dann sollte das auf keinen Fall ein Zwanzig-Peso-Schein sein. Bei den Gründern des uruguayischen Geldes lief es bestimmt so ab: „Also, wir haben jetzt alle berühmten und wichtigen Persönlichkeiten schon verteilt, aber brauchen noch jemanden für den Zwanzig-Peso-Schein! Wer ist denn noch von hier? Er darf aber nicht zu wichtig sein. Ist ja nur der Zwanzig-Peso-Schein. Ok, nehmen wir den Zorrilla, den kennt man irgendwie, aber man weiß nicht so genau, was er gemacht hat.“ Selbst in dem kleinen Wikipedia-Artikel steht über ihn vor allem, dass er in zwei Ehen sechzehn Kinder hatte, und nur am Rande wird noch erwähnt, dass er einige Bücher schrieb und Diplomat in verschiedenen Ländern war. Traurig. Aber irgendwie hat er es auch so weit geschafft,

dass er nun einen eigenen Wikipedia-Artikel hat und auf einem Geldschein zu sehen ist. Ein Geldschein, der für mich nichts wert war...

Manchmal wundere ich mich darüber, dass ich so dachte. Etwas, das nichts wert ist. Gibt es das überhaupt? Ich habe im Norden Uruguays gewohnt. Und wie ich vielleicht schon erwähnte, ist diese Region sehr ländlich und durch Armut geprägt. Und für manche sind zwanzig Pesos eben nicht wertloses Altpapier. So fing ich an nachzudenken. Sind zwanzig Pesos wirklich so geringwertig? Ich will über Privilegien schreiben. Zwanzig Pesos waren für mich so gut wie wertlos, weil ich genau wusste: Ich habe ein gut gefülltes Konto, BAföG und die finanzielle Unterstützung meiner Eltern. Aber was wäre, wenn nicht? Einmal schrieb ich meine Gedanken dazu nieder:

„Heute auf meinem Schulweg bin ich an einer Mülltonne vorbei gelaufen. Eigentlich nichts Besonderes, die steht ja auch sonst immer dort. Heute saßen da vier Katzen. Es war ein sehr trauriges Bild: Abgemagert, zerrupftes Fell und Blicke, als wäre die ganze Welt der Feind dieser Tiere. Ich weiß nicht warum, aber als ich vorbei ging und diese Katzen gesehen habe, ist mir ein Gedanke gekommen. In der Welt der Katzen wäre ich nicht eine von diesen Katzen. Ich wäre eine wohlbehütete Hauskatze, die nie um ihr Überleben kämpfen müsste. Mir ist aufgefallen, wie krass privilegiert ich eigentlich bin. Oft weiß ich das gar nicht zu schätzen, aber als ich diese Katzen sah, habe ich mich schon fast schlecht gefühlt, dass gerade ich so viele Möglichkeiten habe, nur weil ich zufällig in Deutschland geboren bin und meine Eltern großen Wert auf Bildung gelegt haben. Aber irgendwie bin ich auch sehr dankbar dafür...“

„Nur weil ich zufällig in Deutschland geboren bin!“ Was sind überhaupt Privilegien? Ein Privileg ist ein Vorrecht, das einer einzelnen Person oder einer Personengruppe zugeteilt wird. So Wikipedia.

Doch welches Vorrecht habe ich bekommen? Ich muss mir keine Gedanken machen, wie ich Geld beschaffen kann, um meine Familie zu ernähren. Ich kann Kunst und Musik genießen oder sie vermissen. Bildung verschmähen. Nachts durch die Straßen zu gehen ohne die Angst, dass mir etwas passiert. Und das zu sagen und zu schreiben, was ich meine, ohne Konsequenzen zu fürchten.

Nachdem ich mir das klargemacht habe, muss ich etwas beschämt zugeben, dass mein Gedanke zum wertlosen Zwanzig-Peso-Schein etwas egozentrisch war. Ich finde, man sollte sich immer mal wieder hinsetzen und überlegen, von welcher Position aus man wertet. Dass man einfach unfassbares Glück hat, hier sitzen zu können und mit einem Macbook seine Gedanken und Gefühle aufschreiben kann. Und so begann ich, die zwanzig Pesos aus einer anderen Perspektive zu sehen. Sie haben nun einen Wert für mich. Vielleicht nicht im finanziellen Sinne, jedoch erinnern sie mich immer wieder daran, wie wichtig es ist, sich selbst seiner Privilegien bewusst zu sein und nicht voreilig über Dinge zu werten.



Cachaça

Ich öffne die Flasche. Ein leicht süßlicher Geruch entströmt. Anders als bei anderen Spirituosen fehlt der leichte Hauch von Nagellackentferner. Auf der Flasche selbst prangt in großen Lettern: „Velho Barreiro - Cachaça adoçada Brasil“. Brasilien. An der Grenze sagt man ganz einfach nur „Caña“. Übersetzt heißt das Zuckerrohr. Auf der Flasche ist das ehemalige weiße Gold Brasiliens zu erkennen. An der Seite ranken als Verzierung unscheinbare Zuckerrohrpflanzen hoch. Erst jetzt fällt mir das auf. Es ist also ein Zuckerrohrschnaps. Erneut schnuppere ich an der Flasche. Auf einmal habe ich Kopfschmerzen. Uhh, jetzt erinnere ich mich wieder: Fröhlich tanzende Jugendliche und der Geruch von vollgekotzten Toiletten. Der bunte brasilianische Karneval und der betrunkene Obdachlose in Santana. Ein teurer, edler Caipiriña für den deutschen Touristen und der in einem schmutzigen Plastikbecher zubereitete Mix aus Cachaça und Sprite, mit dem man Probleme in Alkohol ertränkt. Der Freiwillige von YFU, welcher mir meine neue Gastfamilie organisierte, erzählte mir einmal, dass ihn seine Freunde fragten: „Oh Gott, wie kannst du denn den armen Jungen nach Tranqueras schicken?“ Doch ich glaube, dass ich mich echt glücklich

Cumbia

schätzen konnte, gerade hier zu wohnen: „En la Frontera“ - an der Grenze. Denn genau wie der Cachaça hat Brasilien, dieses so gefährlich wirkende Land, zwei Seiten. Auf der einen Seite steht die Gewalt, die große Armut und die Kriminalität. Und diese Seite sollte man durchaus nicht unterschätzen. Aber so wie es generell in Grenzregionen ist, gewinnen die Länder so viel aneinander. Kulturen, Bräuche und sogar die Sprache werden vermischt und neu erfunden. So entstand z.B über die Jahre hier in der Region um Rivera eine ganz eigene Sprache: Das „Portunio!“. Ein wirrer Mix aus Spanisch und Portugiesisch. Vor allem auf dem Land wird diese Sprache oft gesprochen. Wenn man nicht von dort kommt, ist es eigentlich unmöglich, den Brei aus den zwei verschiedenen Sprachen zu verstehen. Wenn man jedoch einige Zeit hier lebt und sich an den schwierigen Akzent gewöhnt hat, ist es eigentlich ganz einfach. Auch die Musik oder das Essen sind stark vom brasilianischen Einfluss geprägt. Im Club hört man mehr „funky“ (eine Art brasilianischer Rap, vermischt mit vielen anderen Musikarten) als jede andere Musik. Und während die restliche Jugend Uruguays „Fernet“ trinkt, einen bitteren Kräuterschnaps, welcher normalerweise mit Cola gemischt wird, trinkt man hier Caña.

Es ist schwer, ein Lied wie einen Gegenstand zu beschreiben. Jedoch ist dieses Lied genau genommen ein „essenzieller Gegenstand“ meines Austauschjahres. „Cumbia para mi pueblo“ - „Cumbia für mein Dorf“, von Martín Piña. Das Lied handelt vom Feiern in einer kleinen Stadt.

*„Y tomo caña brasileña pa gozar la noche entera
voy bailando cumbia en la madrugada esperando el sol
soy un pueblo de frontera, tierra de la sabrosura
le canto a mi pueblo bailando cumbia del interior“
(Und ich trinke brasilianischen Cachaça, um die ganze Nacht zu genießen.
Ich tanze Cumbia spät in der Nacht wartend auf die Sonne.
Ich bin ein Grenzdorf aus guter Erde.
Ich singe für mein Dorf, welches „Cumbia del interior“ tanzt.)*

Cumbia - das ist ein Paartanz, welcher überall in Südamerika verbreitet ist. Ursprünglich stammt dieser Tanz aus Afrika. Durch die Sklaven kam dieser Musikstil dann nach Südamerika. Dort vermischten sich die afrikanischen Trommelrhythmen mit den klassischen Liedern der Spanier. So entwickelte sich über die Jahre der heutige Cumbia. Hier in Uruguay ist das der beliebteste Tanz über alle Generationen hinweg. Auf allen Partys hört man hauptsächlich Cumbia. Und auf vielen Feiern wurde dieses Lied gespielt. Die Partys waren eigentlich das Beste am Ganzen. In Uruguay habe ich erst richtig gelernt, was eine Party ist. Hier wird das Feiern ganz anders zelebriert als in Deutschland. Eine Party ist immer eine große Sache, egal ob Geburtstag oder ein Samstag mit Freunden: Immer muss man schick bis zum Geht-nicht-mehr sein.



Es ist immer etwas Besonderes, auf eine „Fiesta“ zu gehen, und man empfindet immer wieder eine gewisse Vorfreude. Von Deutschland her bin ich das anders gewohnt. Umso überraschter war ich bei meiner ersten uruguayischen Party:

„Heute war ich zum ersten mal auf einer uruguayischen Geburtstagsfeier. Und was soll ich sagen, es war einfach nur krank. Ich wurde von einer Klassenkameradin zu ihrem fünfzehnten Geburtstag eingeladen. Der fünfzehnte Geburtstag ist in Uruguay DER Geburtstag überhaupt, und alles ist so anders als in Deutschland. Es fing schon mit der Kleidung an. Ich stand so am Abend vor meinem Kleiderschrank und überlegte, was ich anziehen möchte. Ne´ braune Hose, ein dazu abgestimmtes Hemd, einen Hoodie und meine Sneaker, ganz normale Kleidung eben. Mein Blick war herrlich, als ich dann das Ambiente sah, wo dieser Geburtstag stattfand. Denn es war nicht irgend eine Disko oder ähnliches, sondern es war ein Palast. Ich hatte schon ein seltsames Gefühl beim Reingehen, da es einen Diener gab, der nach meinem Namen auf einer Gästeliste suchte. Als ich dann die Halle betrat, wollte ich im Boden versinken. Alle, wirklich alle waren gekleidet wie bei einem königlichen Ball. JEDER Junge hatte einen Anzug samt Fliege, und ich stolzierte mit meinen abgelaufenen Adidas rein. Der Geburtstag startete dann offiziell, wie man das so kennt, mit einem Feuerwerk und einer emotionalen Diashow. Der restliche Geburtstag lässt sich mit folgenden Worten beschreiben: Tanzen, Essen und TANZEN, und zwar so richtig. Als ich nach Hause ging, war bereits die Sonne aufgegangen.

„Tanzen, und zwar so richtig“. Das gemeinsame Tanzen ist der essenzielle Part einer uruguayischen Party. Das fängt schon beim Namen an. Normalerweise sagt man hier nicht „Fiesta“ (Feier, Party). Stattdessen benutzt man das Wort „Baile“. Baile bedeutet auf Deutsch einfach nur Tanz. Und man tanzt eben Cumbia. Normalerweise fängt ein baile ungefähr so um zwölf Uhr an. Man kommt rein, begrüßt alle und trinkt vielleicht etwas. Gegen

Eine Muschel

halb zwei fängt es dann so richtig an. Und dann fängt es aber RICHTIG an. Ich habe das Gefühl, dass besonders in den ländlichen Regionen das gemeinsame Feiern einen sehr großen Stellenwert bei der uruguayischen Jugend hat. Viel gibt es hier nicht zu machen. Es gibt einen Fußballplatz, ein Fitnessstudio und eine Volkshochschule. Das Freizeitangebot für Jugendliche in meinem Alter ist also echt begrenzt.

Dazu kommt, dass die meisten Jugendlichen ziemlich früh arbeiten. Sie helfen im Laden der Eltern oder auf dem Land beim Ernten. So sind Partys DIE gelungene Abwechslung, dem Alltag zu entfliehen. Mir kam es so vor, dass deshalb alles etwas leidenschaftlicher war, da jeder jede Sekunde genoss. Alles ist ein riesiges Fest und man selbst ist mitten drin.

Die Muschel, welche ich in diesem Augenblick vor mir liegen habe, hat äußerlich eigentlich nichts Besonderes an sich. Sie hat die stereotypische Muschelform, ist circa vier Zentimeter groß und mit vielen kleinen Streifen geschmückt, welche in verschiedenen pastell-violetten Farbtönen schimmern. Laut Internetrecherche handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um eine „feste Trogmuschel“, welche in vielen Teilen der Welt zu finden ist. Doch wie so oft schon in diesem Buch ist ein unscheinbarer Gegenstand mit vielen Erinnerungen und Geschichten verknüpft. Das Besondere meiner Muschel ist der Ort, an dem ich sie gefunden habe und an welchem ich immer wieder in Gedanken zurückreise, sobald ich diese Muschel in meiner Hand halte. Rocha. Das ist der Name des departamentos der Strände, der Hippies und der Touristen. Alle Austauschschüler, die nach Uruguay reisten, hatten eigentlich ziemlich viel Glück mit der dort ansässigen YFU-Verwaltung, denn diese hat vergleichsweise viele Reisen und Ausflüge organisiert, um die ganzen Facetten des Landes besser kennenzulernen. Unsere erste gemeinsame Reise war eine Woche Strandurlaub in Rocha. Ein vielversprechendes Angebot: Alle anderen Austauschschüler besser kennenlernen, Strand, Sonne und eine gute Zeit. Auch war es das erste Mal, dass ich wirklich von meiner Gastfamilie für eine längere Zeit Abstand hatte und einen anderen Ort als Tranqueras oder Rosario kennenlernte. Also war ich richtig aufgeregt, als es dann endlich losging. Zwar kann man sich schönere Dinge als zwölf Stunden Busfahrt vorstellen, doch alles in allem war ich richtig froh, mal meinen Horizont erweitern zu können.

Ich fuhr also gemeinsam mit Jella und Helene, den beiden Austauschschülerinnen, welche ebenfalls mit mir in Tranqueras wohnten, Richtung



Strand. Rocha ist eigentlich neben Montevideo und Punta del Este der national und international bekannteste Ort Uruguays. Das Departamento hat ein Image von Freiheit, Hippie-Dasein, unberührter Natur und gilt als Geheimtipp in Europa. Davon profitiert diese Region sehr stark und versucht diesen Status auch zu behalten. Denn das lockt Touristen und ihr Geld aus der ganzen Welt nach Uruguay. Doch es hat auch zur Folge, dass Dörfer wie Cabo Polonia, welches einst eine unberührte autarke Hippiekomune war, von Hostels und Touristenattraktionen nur so wimmeln. Man versucht alles so gut wie möglich zu vermarkten und das Dorf so darzustellen, wie es der Vorstellung der Touristen entspricht. Doch so ist es längst nicht mehr. Nun ja, abgesehen davon ist die ganze Region trotzdem zauberhaft schön und man spürt die allumfassende Gelassenheit Uruguays an wenigen Orten so gut wie in den kleinen Strandstädtchen Rochas. Das, was diesen Urlaub so einzigartig machte, waren aber nicht die Strände und die Natur Rochas, sondern die Möglichkeit, eine Woche lang nur mit Austauschschülern zusammen zu sein. Wenn man sich unter Austauschschülern trifft, ist es immer wie Magie. Man sieht sich, spricht einen Satz und sofort ist man in ein angeregtes Gespräch vertieft. Man versteht sich, als wäre man sein ganzes Leben miteinander befreundet gewesen. Selbst hier in Deutschland beobachte ich das immer noch. Bei einem online Nachbereitungstreffen mit vielen Austauschschülern aus der ganzen Welt gab es die Möglichkeit, mit zufällig ausgewählten Jugendlichen zu sprechen. Und es war alles andere als unangenehm, man konnte immer fragen: „Und wo warst du im Austausch?“ Und sofort konnte man miteinander reden, über das eigene Austauschjahr, andere Kulturen und was man alles so erlebt hat. Man verstand sich einfach. Denn man wusste, dass das Gegenüber im Prinzip genau das Gleiche erlebt hat.

Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob man in Uruguay oder in Japan war, denn alle wissen wie es ist, ein Jahr in einem anderen Land zu sein, eine andere Sprache zu lernen, wie es sich anfühlt, Heimweh zu haben oder wie gut es ist, eine zweite Familie und neue Freunde zu finden. Oft fühlt man

sich von einem zufällig ausgewählten Austauschschüler im Internet mehr verstanden als z.B. von der eigenen Familie. Das hört sich im ersten Augenblick vielleicht hart an, denn deine Familie ist ja interessiert, hört dir zu und versucht deine Erlebnisse nachzuvollziehen. Doch meiner Erfahrung nach kann man sehr schwer einen Austauschschüler verstehen, wenn man nicht selber ein Austauschjahr erlebt hat. Allein wegen dieser Tatsache war diese eine Woche Rocha der schönste Urlaub meines Lebens. Tagsüber fuhren wir meistens an Strände oder besuchten Städte. Wir sonnten uns, schwammen im Meer, machten lange und ausgiebige Dünenspaziergänge. Mittags aßen wir dann meistens frisch gekochtes Essen von einem YFU-Freiwilligen namens Pablo, welcher früher einmal Koch gewesen war. Alle waren begeistert, denn eine kulinarische Abwechslung war bei allen Austauschschülern erwünscht. Die Gestaltung der Abende und Nächte war dann uns überlassen. Wir redeten, sangen, lachten und tanzten. Keiner ging vor vier Uhr ins Bett. Meine schönste Erinnerung an diese Nächte war der Sonnenaufgang von La Pedrera. Eines nachts schlichen sich Marie, Freddie und ich aus unserem Hostel, um ans nächtliche Meer zu gehen. Ich weiß nicht mehr wie wir auf diese Idee kamen, doch für uns stand fest: Wir müssen warten, bis wir den Sonnenaufgang sehen. Also warteten wir. Alle waren schon recht übermüdet, als dann endlich die Sonne kam. Es war der farbenfreudigste Sonnenaufgang, den ich bis dahin mit meinen eigenen Augen erblicken durfte. Wir mussten das natürlich dokumentieren. Nach einigen Fotos beschlossen wir, dass wir ein gemeinsames Selfie auf einem kleinen Felsvorsprung im Meer machen könnten. Wir stiegen also auf den kleinen Stein und knipsten das Foto. Doch im selben Augenblick erhob sich eine größere Welle und die ganze Versammlung durfte mit dem eiskalten, salzigen Meerwasser Bekanntschaft machen. Da wir dann alle nass waren, halb erfroren und halb tot vor Lachen, entschlossen wir uns dann wieder Richtung Hostel zu laufen. Unser Weg führte uns weitgehend über den Strand. So kam es, dass ich nach einer Weile über eine violett gestreifte Muschel stolperte und diese ohne groß darüber nachzudenken einsteckte...



Ein Schlüsselanhänger

Ich muss sagen, dass ich zu diesem kleinen Plastikball nicht unbedingt eine tiefe emotionale Bindung habe. Von all meinen Gegenständen, über die ich in diesem Buch berichte, fiel es mir am schwersten, in die Metaebene eines kleinen Balls zu gelangen. Und deshalb bin ich umso glücklicher, dass ich doch einiges zu schreiben gefunden habe. Dieser Ball. Er hat ungefähr einen Durchmesser von zwei Zentimetern, und es sind zwei Farben zu erkennen: Schwarz und Gelb. Sechs gelbe Kreise, umrundet von Schwarz. Auf den Kreisen ist eine Art Wappen sehr plakativ im Vordergrund zu sehen. Ein Schild: Unten schwarz-gelbe Streifen und oben elf gelbe Sterne auf schwarzem Untergrund. Die Elf ist eine wichtige Zahl im Fußball, denn sie steht für die elf Spieler eines Teams. Jeder Uruguayer, dem man diese Beschreibung vorlegt, wird wie aus der Pistole geschossen antworten: Peñarol. Das geht sogar so weit, dass die Farben Schwarz und Gelb immer erst einmal Peñarol bedeuten. Mein Freund Freddie, ein Extremist, wenn es um Fussball geht, wohnte bei einer Familie, welche mindestens genauso fanatisch war wie er. Einmal traf sich Freddie mit einem anderem Austauschschüler, welcher einen schwarz gelben Koffer besaß. Freddies Gastbruder, der nie von seiner Seite wich, begrüßte den Freund mit folgenden Worten: „Oh, du bist also Peñarol-Fan, mit dir

werde ich bestimmt gut klarkommen“. Peñarol. Das ist der Name eines der wichtigsten Fußballclubs in ganz Uruguay. Offiziell bin ich Fan von Peñarol. Ich hatte keine andere Wahl, denn schon am ersten Abend mit meiner neuen Gastfamilie wurde das einstimmig von meinem Onkel und meinem Gastvater bestimmt. „Peñarol! Und da gibt es nichts zu diskutieren.“ Also war ich Peñarol. Das ist auch der einzige Grund für den Besitz dieses Anhängers. Eines Tages kam meine Gastmutter nach Hause und drückte mir mit den Worten „Du bist doch Peñarol-Fan“! diesen schwarz gelben Ball in die Hand. Ich muss gestehen, dass ich mich anfangs nicht übermäßig über das Geschenk freute, denn eigentlich war ich Anhänger von gar keiner Fußballvereinigung. Ich verabscheute diese Art von sportlicher Aktivität und den damit verbundenen Fanatismus. Gut, Meinungen können sich ändern. Jetzt so im Nachhinein denke ich, dass das ganze Spiel um den Fußball sehr interessant und aufschlussreich über das Land sein kann, in dem man sich gerade befindet. Denn die Liebe zum Fußball ist in vielerlei Hinsicht überaus typisch für Uruguay. Es ist wirklich auffällig in Uruguay, dass sich das ganze Land über seine Interessen und Vorstellungen einig ist. Alle mögen Asado, alle trinken Mate, Politik ist Herzenssache, Mate, Dulce de Leche und der Tango sind uruguayisches Kulturgut, Argentinien hat alles von Uruguay geklaut und - alle mögen Fußball. All diese Interessen und Denkweisen nehmen im Leben vieler Menschen einen hohen Stellenwert ein und so eben auch der Fussball. Mein Gastcousin Bruno z.B kann alle wichtigen Fußballvereine Deutschlands samt Spielern mit Vor- und Nachnamen nennen. Auf meine Nachfrage, warum er das denn wüsste, kam ein kurzes, aber bestimmtes: Ach, ich interessiere mich einfach ein bisschen für Fußball. Noch typischer aber ist eigentlich, dass es immer zwei Lager gibt, wenn es um diese wichtigen Themen geht. Und es geht nicht ohne einen gewissen Hass und Konkurrenzkampf untereinander. Es gibt also immer zwei Pole.

Entweder trinkt man Mate süß oder bitter, wenn es um Politik geht, dann ist man entweder links oder rechts (la Frente Amplio oder Partido national)

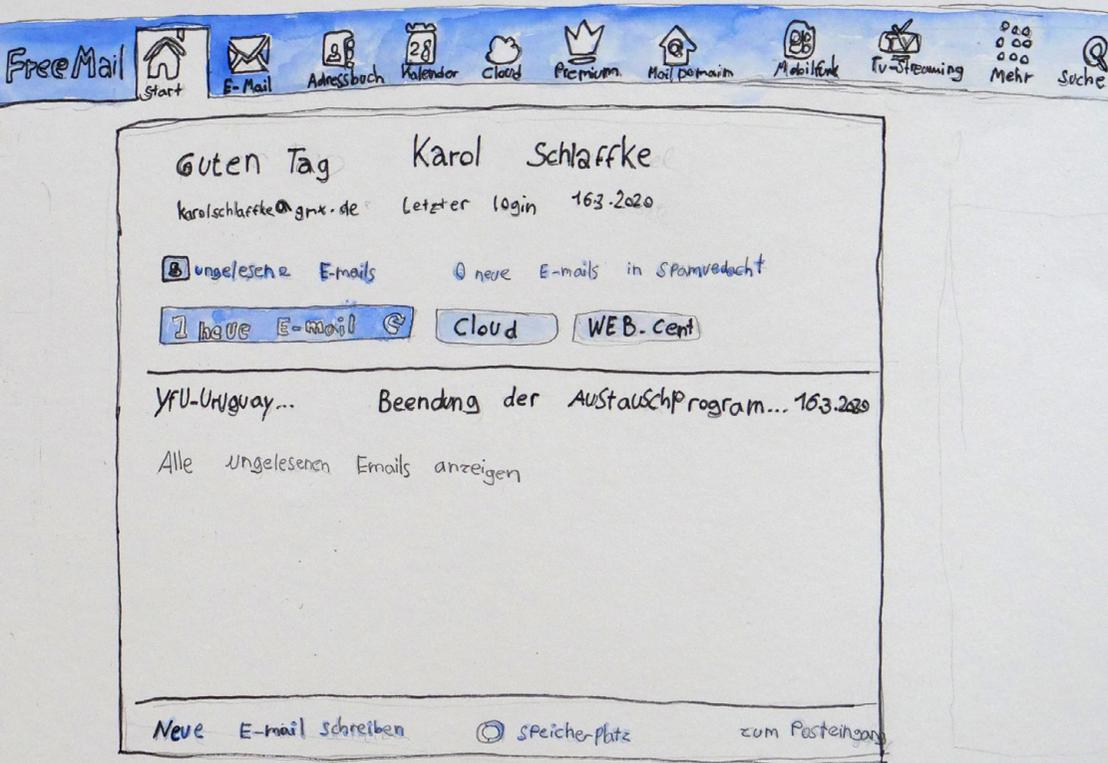
und beim Fußball ist man entweder National oder Peñarol. Der letzte und meiner Meinung nach wichtigste Punkt ist: Wenn man Fan oder Anhänger von etwas ist, dann aber richtig! Frei nach dem Motto: „Entweder alles oder gar nichts.“ Wenn deine Partei die Wahlen gewinnt, dann ist das Grund genug, einen riesigen Aufmarsch mit allen deinen Gleichgesinnten zu veranstalten, mit Fahnen, Hymnen und allem was dazu gehört. Und wenn man verliert, dann ist das eine völlig normale Reaktion, wenn man mitten auf der Straße, einen totalen Zusammenbruch erleidet und sich mitleiderregend die Seele aus dem Leib weint. Dabei spielt oft auch eine tiefe Verachtung oder ein großes Unverständnis gegenüber dem anderem Lager eine Rolle. Als ich z.B mit YFU in Rocha war, fragten mich zwei YFU-Volunteers (beide wählen la Frente Amplio) ernsthaft, wie es mir überhaupt möglich ist, in einer Familie zu leben, welche die Partido National wählt. Und beim Fußball ist das genauso. Peñarol-Fans reden teilweise nicht mit Anhängern von National. Jedes Spiel der beiden Mannschaften gleicht deshalb einem Bürgerkrieg. Und irgendwie finde ich dieses ganze Gehabe schön. Hundertprozentig hinter seinen Meinungen und Interessen zu stehen und mit Herz an eine Sache heranzugehen, das erschien mir als eine angenehme Abwechslung zu dem doch manchmal sehr kalten und verklemmten Deutschland. Und deshalb trug ich nach kurzem Überlegen meinen Peñarol-Anhänger demonstrativ an meinem Rucksack, so dass ihn jeder sehen konnte.

Ein Brief von YFU

„Am vergangenen Montag, 16.3.2020, haben wir entschieden, die laufenden Programme des Jahrgangs 2019/2020 mit sofortiger Wirkung zu beenden. Die Entwicklungen der letzten Tage bestärken uns darin, dass es für alle Schülerinnen und Schüler das Beste ist, wenn sie nach Hause zurückkehren, sobald wir ihre Rückreise organisieren können.“

Fuck!

Das war mein erster Gedanke, als ich diese Nachricht las. Ich glaube, es war irgendwann vormittags und ich saß in meinem Zimmer. Ich war wie in einer Schockstarre, alles war so surreal. Langsam ging ich nach unten. Meine Gasteltern saßen da, unterhielten sich und tranken Mate. „Me voy mañana“, sagte ich bedächtig, es tat weh, diese Worte auszusprechen- „Ich gehe morgen“. Meine Gasteltern waren erst einmal überrascht. Wo gehst du hin? Es ist doch Quarantäne. Doch an meinem Blick erkannten sie, dass etwas nicht in Ordnung war. A Alemania- nach Deutschland. La puta madre. Das zweite mal „fuck“ innerhalb von fünf Minuten, diesmal jedoch auf Spanisch. Meine Gastmutter ist eine sehr bodenständige Frau und nahm sofort das Steuer in die Hand. Die Sachen packen sich schließlich nicht von alleine. Es war wie in einem Traum. Ich klaubte meine Sachen zusammen und versuchte, alles in meinem Koffer unterzubringen. Anschließend fuhr ich in die Stadt, ich brauchte einen anderen Koffer. Süßigkeiten und fünf



Kilo Yerba mussten ja schließlich noch verstaut werden. Ich bin meiner Gastfamilie sehr dankbar für unseren letzten gemeinsamen Abend. Ich genoss ein letztes Mal die gemeinsame Zeit mit Maxi. Wir redeten lange und gaben uns gegenseitig Mut: „Du schaffst das schon“. Meine Gastmutter hatte inzwischen etwas echt Schönes vorbereitet. Wir sollten uns alle in einen Kreis stellen und uns gegenseitig sagen, was wir an jedem in der Familie schätzten und was wir in diesem gemeinsamen Jahr voneinander gelernt hatten. Alles war unfassbar beklemmend, denn jeder wusste, dass der Abschied mit jeder Sekunde näher rückte. Dann gab es Essen. Pizza. Mir kam ein sehr philosophisch klingender Satz in den Sinn: „Mit Pizza fing es an und mit Pizza hörte es auf“. An meinem allerersten Tag in Tranqueras aßen wir zusammen Pizza und auch an meinem letzten Tag. Ich weiss nicht ,ob das mit Absicht so war, aber ich war in gewisser Weise berührt - wegen Pizza. Dann war es soweit. Ich nahm Abschied. Nicht für immer, aber für unbestimmte Zeit. Auf jeden Fall komme ich wieder, das stand für mich schon an meinem ersten Tag hier in Uruguay fest. Dann ging alles so unnatürlich schnell. Busfahrt nach Montevideo, ein Käsesandwich, zwei Kaffees und schon saß ich im Flugzeug nach Brasilien. Ich hatte mir das alles ganz anders vorgestellt. Ich hatte mir oft überlegt, wie es wäre, wenn ich dann nach meinem Austauschjahr glücklich, zufrieden und stolz im Flugzeug sitzen - und alles noch einmal Revue passieren lassen würde. Statt dessen saß ich dort müde und deprimiert. Ich wollte nicht gehen, es war noch nicht fertig! Zu diesem Zeitpunkt war ich in der Phase, welche bestimmt fast jeder Austauschschüler durchlebt hat. Die Sommerferien waren endlich zu Ende, und ich wurde aktiv. Ich war super motiviert auf Schule, ging dreimal die Woche zum Fitnessstudio, traf mich wieder mit Freunden und fing an, Karate zu lernen. Ich wollte einfach noch etwas aus meiner restlichen Zeit machen. Genau eine Woche lang war ich ein anderer Mensch.

Und so plötzlich war das alles vorbei. Wir landeten in Saõ Paulo. Fünf Stunden Aufenthalt. Dann ging es weiter nach Europa, Portugal. Nach

neun Stunden Flug kamen wir an. Mittlerweile hatte die Müdigkeit über die Traurigkeit gesiegt, denn ich wollte einfach nur noch nach Hause und schlafen. Wir hatten sieben Stunden Aufenthalt in Lissabon. Eine schier nicht enden wollende Zeit. Zum Glück reisten alle Deutschen gemeinsam, und so war das Warten einigermaßen erträglich. Drei Espressos, ein Energiedrink und ein belegtes Brötchen. Dann kam endlich der letzte Flug nach München. Ich kann mich noch erinnern, wie verstört ich war, als der Kapitän und mit ihm alle anderen Passagiere auf einmal Deutsch sprachen. Ich war das gar nicht mehr gewohnt. Die letzte Etappe verging dann schneller als gedacht. Als ich den Flieger verließ, war es, als erwachte ich aus einem zwanzigstündigen schlaflosen Traum. Es gibt ein schönes Foto von mir am Flughafen von München, nachdem Papa mich abholte. Ich sehe echt geschafft aus, aber doch irgendwie glücklich. Als ich endlich zu Hause angekommen war, fiel ich wie ein Stein ins Bett. Ich dachte immer, dass es sehr schwer sein würde, anzukommen. Einer meiner besten Freunde in Uruguay schwelgte für zwei Wochen in Depression, bis er sich damit abgefunden hatte, wieder in Deutschland zu sein. Ich würde nicht sagen, dass ich Uruguay nachtrauerte. Eher fühlte ich mich heimatlos. Nicht richtig zu Ende gekommen in Uruguay und nicht richtig begonnen in Deutschland. Denn hier war ja wegen Corona auch nichts mehr normal. Ich konnte mich mit niemandem treffen, nicht in die Schule gehen und wieder in mein früheres Leben eintreten. Doch andererseits finde ich das ganz in Ordnung. Zurück in Deutschland habe ich immer wieder das Verlangen alles neu zu machen und das Alte hinter mir zu lassen. So wechselte ich z.B. mein Zimmer in unserer Wohnung oder ließ meine Haare wachsen. Ich bin nicht traurig, dass mein Auslandsjahr zu Ende ist, denn ich sehe diese Zeit, die ich in Uruguay haben durfte als schöne Zeit oder um es mit Goethes Worten zu sagen:

„Man reist ja nicht um anzukommen, sondern um zu reisen“.

Epilog

Acht Monate Uruguay. Das geht nicht einfach an einem vorbei. Im Gegenteil. Ich denke, dass dieses Jahr eines der Ereignisse in meinem Leben war, welches mich am meisten verändert hat: in meiner Art zu denken und zu handeln, aber auch in meiner Sicht auf die Dinge in dieser Welt.

Ich glaube, dass viele, die mich sehr gut kennen, das auch mitbekommen haben. Einerseits macht mich das stolz. Andererseits ist es mir teilweise echt unangenehm, wenn ich zurückdenke, was für ein Mensch ich vor meinem Austauschjahr war. Ganz gut beschreibt das eigentlich ein Brief, den ich mir auf der YFU-Vorbereitungstagung selbst geschrieben hatte und welcher mir erst neulich zugesandt wurde. Ich hatte dieses Schreiben voll vergessen und war deshalb umso gespannter, was ich mir vor einem Jahr hinterlassen hatte. Folgender Wortlaut: „An Karol, Jo sorry das ich zu faul war dir 'nen Brief zu schreiben :) ich hoffe du verzeihst mir. Hier hast du 5€. Kauf dir davon ein Eis. Ps: Ich bin zu geizig dir 5 euro zu geben.

Ohne Kommentar. Ich kann kaum glauben, dass der Autor dieses Buches und der Verfasser der vorhergehenden Zeilen ein und dieselbe Person ist. Nun, ich denke, nur anhand dieser Nachricht und meiner aktuellen Meinung dazu kann man eine deutliche Änderung meiner Sichtweisen erkennen. Vor einem Jahr hielt ich mich für ziemlich witzig, als ich den Brief an mich verfasste, heute finde ich dieses Verhalten ein bisschen peinlich und wünschte mir, ich hätte damals etwas Sinnvolles geschrieben. So geht es mir bei vielen Dingen, die ich vor einem Jahr als „cool“ und lustig empfunden habe. Ich möchte hier nicht so tun, als ob ich jetzt schon voll erwachsen bin und alles verstehe, denn das bin ich in keinem Fall, und das will ich auch noch gar nicht. Aber meiner Meinung nach ist es unbestreitbar,

dass ich einen Schritt weiter zum Erwachsenwerden zurückgelegt habe. Ich denke das hat mehrere Gründe. Einerseits war ich ein Jahr lang auf mich allein gestellt. Klar, ich hatte meine Freunde, meine Gastfamilie und meine leibliche Familie, doch es gab so viele Situationen des Alltags, wo ich nicht auf die Unterstützung anderer zählen konnte. Außerdem bin ich in Uruguay sechzehn Jahre alt geworden. Je „älter“ man wird, desto mehr verändert man sich einfach. Man sieht viele Tatsachen aus einer anderen Perspektive. Und so komme ich auch zum eigentlich wichtigsten Punkt. In meinem Austauschjahr hatte ich viel Zeit für mich. Zeit, in der ich einfach allein war und über mich nachdenken konnte. Zeit, in der ich reflektieren konnte. Wenn man meine Texte bis hierher aufmerksam gelesen hat, kann man unschwer erkennen, dass ich durch Reflexion viele meiner Probleme bewältigen kann. Gut, ich denke, dass das ein klein wenig übertrieben ist, aber in der Reflexion liegt die besondere Qualität meines Austauschjahres.

Ich kann jedem der überlegt, ein Austauschjahr zu machen, sagen: „Mach es einfach, es ist das Beste, was dir passieren kann.“ Als ich meinem Onkel mein Tattoo von Uruguay zeigte, meinte er: „Wow, ich denke, das muss eine sehr wichtige Zeit für dich gewesen sein!“

Und er hat recht. Deswegen bin ich froh, dieses Buch geschrieben zu haben. Hier habe ich meine Erinnerungen und Erfahrungen festgehalten. In zwanzig Jahren finde ich dann vielleicht dieses Buch wieder, mache mir eine Mate und denke: „Was für eine schöne Zeit war das in Uruguay!“

Ein paar Gegenstände. Mehr nicht.

Das ist alles, was Karol Schlaffke von seinem Austauschjahr übrig blieb. Ein paar Gegenstände und die damit verbundenen Geschichten. So zeichnet der Autor geschickt ein vielseitiges Bild vom zauberhaft scheinenden Land Uruguay.